This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

COUNTWAY LIBRARY
HC 2153

UNTER DEM ROTEN KREUZ

IM RUSSISCH-JAPANISCHEN KRIEGE

VON

ELISABETH VON OETTINGEN

19

BOSTON MEDICAL
NOV 23 1964
LIBRARY

F.L222

RUSSLAND
CHINA
JAPAN
Kaspisches M.
Ural
Irtisch
Ob
Jenissei
Lena
Peking
Anur
Sachalin

UNTER DEM ROTEN KREUZ

IM RUSSISCH-JAPANISCHEN KRIEGE

VON

ELISABETH VON OETTINGEN

LEIPZIG
VERLAG VON WILHELM WEICHER
1905

Ihrer Hoheit

Fürstin Marie von Schwarzburg-Sondershausen,
Herzogin zu Sachsen

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

Die Verfasserin Der Verleger

Verzeichnis der Bilder.

	Seite
Karte	II
Vizeadmiral Skrydlow begrüsst das Livländische Feldlazarett	15
Omnibus in Tscheliábinsk	21
Der Eisbrecher und Fährdampfer Baikal	35
Burjäten vor ihrer Jurte	55
Zwangsarbeiter an den Karren geschmiedet	62
Jung-China	79
Chirurgischer Saal im Lazarett zu Eho	87
Transportable Döckersche Baracke	89
Überschwemmung im Dorfe Eho	95
Operation in der Döckerschen Baracke	101
Wladiwostók und „Das goldene Horn" vom Adlersberg	113
Blick auf Wladiwostók	115
Chinesische Schauspieler	122
Sterilisation von Verbandstoff	137
Die Gebäude des Livländischen Feldlazarettes	157
Die evangelische Sonntagsgemeinde in Mukden	161
Die „Fudutunka", das chinesische Mietsfuhrwerk	163
Die Hauptstrasse in Mukden	165
Chunchuse in die Folter gespannt	172
Eingangstor zu den Kaisergräbern	174
Beförderung Schwerverwundeter auf Räderkarren in das Lazarett	187
Die Pagode in der Vorstadt Mukdens	191
Der Speise-Pavillon im Kaiser-Palast zu Mukden	195
Der Thronsessel der Mandschu-Dynastie	196
Vor dem Kaiserpalast in Mukden	197
Massengräber bei Mukden	202
Schwerverwundete werden zur Operation bestimmt	213
Stellung der Russen und Japaner in der Schlacht bei Mukden	217
Vernichtung der Vorräte in Mukden	223
Brennende Hospitäler in Mukden	224
Tschifus Verwandte	234
Die russische Kirche in Charbin	237
Station Mamai an der Baikal-Rundbahn	243
Ostufer des Baikalsees	245

Inhalt.

	Seite
Abschied von der Heimat	1
Auf der sibirischen Eisenbahn	10
Vom Baikalsee nach Urulgá	33
Landleben in Sibirien	41
Durch die Mandschurei nach Charbin	67
Eho	81
Zum Stillen Ozean	108
Die letzten Wochen in Eho	124
Aufbruch nach dem Kriegsschauplatz	140
Lazarettbau in Mukden	146
Die alte Residenz der Mandschu	163
Der Winterfeldzug	186
Die Schreckenstage von Mukden	208
Charbin	230
Heimkehr	241
Nachwort	248

I.

Abschied von der Heimat.

Der 26. Januar 1904 setzte dem Notenwechsel zwischen der russischen und japanischen Regierung ein unerwartetes Ende. Das japanische Volk erachtete den Zeitpunkt für gekommen, dem immer grösser werdenden Einflusse Russlands in der Mandschurei und neuerdings in Korea Halt zu gebieten. In dunkler, sternenloser Nacht glitten japanische Torpedoboote lautlos in den Innenhafen von Port Arthur und brachten den dort liegenden russischen Panzerschiffen erhebliche Beschädigungen bei. Dieser nächtliche Überfall rief im Zarenreich einen Sturm der Entrüstung hervor, der zum Orkan anwuchs, als kurz darauf die Nachricht eintraf, dass im Hafen von Tschemulpo, an der Westküste der koreanischen Halbinsel, die beiden Kanonenboote „Warjag“ und „Koréjez“ von den Japanern in den Grund gebohrt worden waren. Die wegen allzu grosser Friedenszuversicht bis dahin nur schwachen Kriegsvorbereitungen setzten fieberhaft ein. In ganz Sibirien wurde, zum drittenmal innerhalb zehn Jahren, mobilisiert, es begannen die grossen Transporte europäischer Truppen nach Asien und das Einziehen der Reserven aus allen Schichten der Bevölkerung. Vom

Kaukasus bis zum Eismeer, und von der Weichsel bis zum Stillen Ozean ertönte der Schreckensruf: „Krieg! Krieg!“ Noch ahnte niemand, als der Vorhang im „Fernen Osten“ aufrollte, dass das bevorstehende Schauspiel alle vorangegangenen an Grausamkeit und Menschenopfern in den Schatten stellen würde.

Vom ersten Augenblick an trat die freiwillige Krankenpflege in angestrengteste Tätigkeit. Aus allen Landschaften und Gauen liefen Anerbieten in der Petersburger Zentralverwaltung des Roten Kreuzes ein, Lazarette und Abteilungen für Heimat und Kriegsschauplatz auszurüsten. Als eine der ersten meldete sich die Präsidentin der Schwestern vom Roten Kreuz in Riga, die sich zufällig in Petersburg aufhielt. Dankbar nahm das Zentralkomitee das Anerbieten an, aus den Mitteln des Provinzialverbandes und des gesamten Landes ein Feldlazarett nach dem Kriegsschauplatz zu entsenden. Die Nachricht von der Gründung des „Livländischen Feldlazaretts“ drang auch in unsern Steglitzer Wirkungskreis. Wir verfolgten die Weiterentwicklung mit gespanntem Interesse, obgleich wir nicht wussten, wie eng das Schicksal der Kolonne sich mit dem meines Mannes und dem meinigen verknüpfen sollte.

Mit grosser Begeisterung und Opferfreudigkeit schritt man in Livland an das wohltätige Werk, an dem sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich mit Gaben und Geldmitteln beteiligte. Ein sofort ins Leben gerufenes Exekutivkomitee verteilte die Masse der zu leistenden Arbeiten. In allen Städten traten Damenkomitees zusammen, deren Fürsorge insonderheit der ungeheure Wäschebedarf oblag. Tausend fleissige Hände der

Frauen und Töchter des Landes stellten Mengen der notwendigen Haus- und Bettwäsche her, zu denen Webereien zum grossen Teil das Material schenkten. Vielfach steuerte man gebrauchte Stücke hinzu, in der berechtigten Annahme, die Weichheit des oft gewaschenen Stoffes sei den Kranken angenehm. Schon nach kurzer Frist liefen im Rigaer Komitee so viel Gaben ein, dass im grossen Saal des Ritterhauses eine umfangreiche Ausstellung stattfinden konnte. Auf langen Tafeln waren Wäschestösse nach Kreisen und Städten ihres Ursprungs geordnet. Da fehlte nichts vom handfesten Baumwollhemd des Soldaten bis zum schneeigen Leinengedeck für den Offizier. Die russische Landbevölkerung hatte es sich nicht nehmen lassen, Hemden und Handtücher mit den üblichen kunstvollen Durchbruchstickereien prächtig auszustatten, und manche herzliche Begleitworte waren an die Geschenke geheftet. Riesige Kisten bargen warme Krankenschlafröcke, gestricktes Unterzeug, wollne Handschuhe, Leibbinden und andere wichtige Gegenstände. Pelze, Fellmützen, bis zum Knie reichende Filzschuhe, Wálinki genannt, waren gleichfalls in Massen vertreten. In der Mitte prangte als Modell eines der Zelte, von denen 18 Stück mitgenommen werden sollten.

Inzwischen wurden in den Haushaltungsmagazinen alle Wirtschaftsartikel verpackt, die zur Beköstigung von mindestens 600 Personen erforderlich sind. Ausser andern Hausgeräten beschaffte man einen Posten Klappstühle, Tische, Badewannen und 240 Stück zusammenlegbare eiserne Bettgestelle. Sogar eine Feldschmiede und einige Zentner Eisen wurden mitgenommen, desgleichen Rollen von Dachpappe und ein Fass Teer. Sämtliches Tischler-

handwerkszeug, die für den Schuhmacher erforderlichen Instrumente und verschiedene Ledersorten waren vorgesehen.

Fleisch und Gemüsekonserven, geräucherte Wurstwaren, kondensierte Milch wurden aus in- und ausländischen Fabriken bezogen. Desgleichen Massenvorräte von Hülsenfrüchten, getrocknetem Obst und der für die Behandlung von Dysenteriekranken wichtigen Heidelbeeren. Man hüllte Schinken in eine Gipsschicht, um sie vor Witterungseinflüssen zu schützen, riesige Buttervorräte wurden in Fässern festgestampft. Auch an stärkende Weine, Fruchtsäfte, Essig und Öl war gedacht worden, sowie an den in Russland beliebten, sehr erfrischenden Moosbeerenextrakt.

Sämtliche für die Krankenpflege und Einrichtung eines Hospitals erforderlichen Artikel lieferten Rigenser Magazine; ebenso wurde die Apotheke in Riga zusammengestellt. Mit Zinn ausgeschlagene, polierte Kasten nahmen in kleinen und grösseren Fächern Flaschen und Medikamente auf. Durch diese sehr übersichtliche Anordnung wurden späterhin die Schränke ersetzt.

Den grössten Teil der Verbandstoffe hatte das Damenkomitee in Riga und Dorpat hergestellt. Viele Tausende Tupfer und Kompressen waren mit peinlicher Sorgfalt geschnitten und den Sterilisationsanstalten übergeben worden, die das Material in der für den Transport nötigen aseptischen Verpackung zurücklieferten. 28 Kisten enthielten Binden von der breitesten bis zur schmalsten Sorte und zahllose Dutzende praktischer Dreiecktücher.

Anfänglich war auch die ganze chirurgische Ausrüstung in Riga bestellt worden. Dies erledigte sich

teilweise, als mein Mann zum Oberarzt des Livländischen Feldlazaretts ernannt wurde. Livländer von Geburt, entschloss er sich schnell, dem Ruf der Heimat Folge zu leisten und eilte sofort nach Riga, um den medizinischen Teil persönlich zu leiten. Nach drei Wochen kehrte er mit einer namhaften Reihe von Aufträgen nach Berlin zurück. Ich bat, meinen Mann als freiwillige Operationsschwester in die Ferne begleiten zu dürfen, da ich eine mehrjährige Ausbildung in den Königlichen Kliniken genossen hatte und dort hauptsächlich in den Operationssälen tätig gewesen war.

Die Berufung nach dem „Fernen Osten" führte einen grossen Wechsel in unserer gemeinsamen Arbeit herbei, galt es doch nicht nur, die persönliche Ausrüstung zu beschaffen, sondern auch für die notwendige chirurgische Einrichtung Sorge zu tragen. Man liess meinem Mann freie Wahl, nach eigenem Ermessen alles zusammenzustellen. Dadurch war er in der Lage, das ihm aus der langjährigen Assistentenzeit in der von Bergmannschen Klinik liebgewordene und fast unentbehrliche Instrumentarium den in Riga ausgewählten Instrumenten hinzuzufügen. Zwei Wochen hindurch war er von Früh bis Abend beschäftigt, die Ausführung der Bestellungen in den verschiedenen Fabriken selbst zu überwachen; einige Firmen arbeiteten in jener Zeit fast ausschliesslich für das Livländische Rote Kreuz. Nach speziellen Angaben meines Mannes stellte man einen leicht zusammenklappbaren, transportablen Instrumentenschrank und Operationstisch aus Eisenblech her, die sich beide später vorzüglich bewährten. Ein grosser Desinfektionswagen für Wäsche und Sterilisationsapparate wurde

mit einer Heizung versehen, die das Brennen von Holz, Kohlen, Heu, Stroh oder Petroleum zulässt, falls man auf das eine oder das andere ausschliesslich angewiesen sein sollte. Sogar Röntgenapparat, Dunkelkammereinrichtung und Leitungsanlagen für elektrisches Licht sollten uns in die Ferne begleiten. Motor und Dynamoapparat waren bestimmt, den elektrischen Strom nicht nur für die X-Strahlen, sondern auch für die Beleuchtung des Operationsraumes zu geben. Ferner versahen wir uns mit einem bedeutenden Vorrat von Silbertabletten und Silbergaze, deren Brauchbarkeit als kräftiges und doch ungiftiges Desinfiziens für Wunden auf die Probe gestellt werden sollte. Nach besonderer Vorschrift wurde ein hochprozentiger Seifenspiritus hergestellt und in Zinntuben verpackt. Wo kein Wasser vorhanden ist, dient dieser Spiritus als wirksames Reinigungsmittel. Den bereits in Riga vorgesehenen Chloroformmengen fügte mein Mann noch einen Vorrat einer besonders guten Mischung hinzu. Für alle feuergefährlichen Stoffe — Chloroform, Petroleum, Äther und Benzin — war ein Güterwagen bestimmt, dessen Fenster der explosiven Dämpfe wegen immer geöffnet blieben. Als sehr praktisch erwies sich bereits auf der Reise eine kleine Handapotheke, die alle Medikamente in Tablettenform enthielt, und zwei Rettungskasten für plötzliche Unglücksfälle, deren Inhalt für dringende kleine Operationen vollkommen ausreicht. Auf den Berliner Rettungsstationen leisten derartige Kästen seit mehreren Jahren vorzügliche Dienste.

Der Wunsch meines Mannes, mehrere Dökersche Baracken mitzunehmen, stiess auf Widerspruch, da man sie als ungeeignet für das mandschurische Klima er-

achtete. Nur die Operationsbaracke, auf deren Ankauf er unbedingt bestand, ward bewilligt, und die späteren Erfahrungen lehrten, dass sie unersetzlich war.

In hochherziger Weise stellte das Deutsche Rote Kreuz eine namhafte Summe zur Verfügung, die ausreichte, die Kosten des grössten Teiles der in Berlin beschafften Instrumente zu bestreiten.

Endlich waren unsere vier wasserdichten Eisenkoffer, die das Privateigentum, Vorräte an Winter- und Sommerkleidung, Wäsche, Bücher, Näh- und Schreibmaterial enthielten, gepackt; in braunen Segeltuchtaschen steckten die leichten Feldbetten, Kissen und Decken. Mein Mann versorgte sich noch mit einer ausgezeichneten Görtz-Anschützschen Klappkamera und etwa 24 Dutzend Platten.

Am 2. April verliessen wir die deutsche Reichshauptstadt, um uns in Riga an den Vorbereitungen zu beteiligen. Dort arbeiteten bereits seit Wochen die Damen und Herren des Komitees im geräumigen Börsenkeller, der in einen Packraum umgewandelt worden war, mit einem Stab von Handwerkern jeder Gattung. Der Inhalt der Kisten wurde im Deckel vermerkt und die Kopie den zusammengestellten Listen des ganzen Lazarettgutes einverleibt.

In jenen Tagen hatten wir Gelegenheit, das nunmehr in Riga vollzählig versammelte Personal kennen zu lernen, das bestimmt war, in der nächsten Zeit Freud und Leid mit uns zu teilen. Zum Führer der Kolonne, als Bevollmächtigter des Roten Kreuzes, war Fürst Lieven ernannt worden, dessen Schwester sich ihm anschloss, um besonders das Wohl und Wehe der 14 Rigaschen

Schwestern des Roten Kreuzes sich angelegen sein zu lassen. Meinem Manne folgten noch zwei Chirurgen, ein Internist, ein Neurolog und ein Provisor; den wirtschaftlichen Teil nahm ein Petersburger Gardekapitän in seine energische Hand. Vierundzwanzig Krankenpfleger, in Russland Sanitäre genannt, vervollständigten den Bestand. Einige waren berufsmässige Heilgehilfen, die übrigen kamen aus dem Handwerkerstand und hatten nur einen Samariterkursus durchgemacht. So verfügten wir über einen Koch, einen Schuhmacher, zwei Schlosser, Töpfer, Zimmermann und Schneider.

Die Verpackung und Verladung der nach vielen Hunderten zählenden Kisten war noch in vollem Gange, als ein Befehl der Kaiserin Mutter, der Hohen Protektorin des Russischen Roten Kreuzes, unsere Kolonne zur Vorstellung nach Petersburg berief.

Ein prächtiges Frühlingswetter begrüsste unseren Einzug in die Residenz. Im goldenen Sonnenschein funkelten und glitzerten die Kuppeln der ehrwürdigen Isaakskathedrale, und trotz der frühen Jahreszeit trieben auf der stolzen Newa nur noch wenige Eismassen. Pfeilgeschwind jagten unsere Lichatschi, das schnellste Fuhrwerk hierzulande, durch den Newski-Prospekt, die Hauptverkehrsader Petersburgs, dem Anitschkoff-Palais zu. Ihre Majestät empfing uns sehr huldvoll, reichte allen die Hand zum Kuss, übergab einem jeden ein kleines Christusmedaillon mit der Inschrift: „Errette und bewahre", und richtete freundliche Worte an die Schwestern, die bereits eine Erinnerungsmünze aus dem Chinesischen Feldzug schmückte. Meinen Mann zeichnete sie durch eine kleine Unterhaltung aus, äusserte mir gegenüber

ihr Wohlgefallen, dass ich ihm in die Ferne folgen wolle und fragte nach meinem Geburtsort. Bewegten Herzens verliessen wir den Kaiserpalast; die Erinnerung an jene unvergessliche Stunde wird uns über die Kriegszeit hinausbegleiten.

Den Rest des Tages benutzten wir zu einer Fahrt in die herrliche Umgebung Petersburgs, auf die von Peter dem Grossen nach holländischem Muster angelegten Inseln, und kehrten nachts wieder nach Riga zurück.

Der 17. April war zur Abfahrt unserer Kolonne bestimmt worden. Schon in früher Morgenstunde versammelten wir uns auf dem Rigaschen Vorstadtbahnhof, von wo aus der Echelon, bestehend aus zwei Personenwagen II. und III. Klasse und elf Güterwagen, abgehen sollte. Obwohl das Publikum nur durch Karten Einlass zu den Abschiedsfeierlichkeiten erhielt, hatte sich doch eine tausendköpfige Menge versammelt. Dicht gedrängt lauschten wir in der mit Flaggen und Tannengirlanden festlich geschmückten Güterhalle den ergreifenden Worten des russischen Propstes, denen sich eine Ansprache des evangelischen Geistlichen anschloss. In kurzer, kerniger Weise gab er uns das Geleitwort des aus allerhöchster Hand erhaltenen Talismans: „Errette und bewahre“ mit auf den Weg.

Nach einem Lebewohl unseres Vetters, des residierenden Landrats von Oettingen, im Namen der Zurückbleibenden, und einem Dank meines Mannes stiegen wir, von einer dichten Menschenmenge begleitet, in die Waggons. Langsam verliess der Zug die Halle. Ein viel tausendstimmiges „Hurra“ und „Auf Wiedersehen“ hörten wir leise verklingen.

II.

Auf der sibirischen Eisenbahn.

24. April.

Schon eine ganze Woche sind wir unterwegs — noch hören wir die letzten Worte, das fröhliche „Hurra", das „Auf Wiedersehen" — noch sehen wir im Geiste alle Verwandten und Freunde, die uns das Geleit gaben, und wir fühlen es, ihre Wünsche folgen uns hinaus in die Ferne. Ja — auf Wiedersehen! —

Als in Oger die uns noch begleitenden Nächststehenden und unsere verehrte Präsidentin den Zug verlassen hatten, richtete sich der Blick in die Zukunft — nicht ängstlich fragen wir uns: Wie wird es werden? — hoffnungsfreudig und arbeitslustig ziehen wir hinaus. Vor allem galt es, sich für die nächste Zukunft behaglich einzurichten, denn eine vier- bis fünfwöchentliche Reise im Eisenbahnabteil ist keine Kleinigkeit. Stunden vergingen, bis jeder den knapp bemessenen Raum am ergiebigsten für sich ausgenutzt hatte. Heute nach acht Tagen sagen wir: Es geht! Der Mensch gewöhnt sich an alles; bloss die Toilettenfrage ist und bleibt schwierig. Wenn 24 Personen den Trieb zu Reinlichkeit in sich fühlen, muss, damit alle um 9 Uhr fertig sind, früh be-

gonnen werden, und so stehen opferfreudige Schwestern schon um 5 Uhr auf, um den kleinen Raum möglichst zu entlasten.

Die augenblickliche Heimstätte ist zwar eng und klein, aber unser unbeschränktes Eigentum, während die Gefährten in der II. Klasse zu vier Personen zusammenleben. Für uns hat man die III. Klasse mit einer dünnen Seegrasmatratze versehen, Wände und die Tür frisch gestrichen, so dass es sich ganz gut hausen lässt. Unser Nachbar ist der militärische Begleiter des Zuges, dem gleichfalls ein ganzes Abteil III. Klasse eingeräumt wurde, weil er wegen vieler schriftlicher Arbeiten ungestörter Ruhe bedarf...

Bei so langer Reisedauer ist anerkannterweise ein Hauptpunkt die Verpflegung, und gerade diese Frage ist bisher vorzüglich gelöst.

Vor unseren Türen befindet sich der Küchenraum, in dem schon manche Mahlzeit für 24, ja für 50 Personen geliefert wurde. Morgens wird in allen Abteilen Kaffee und Tee mit Brot, Butter und Schinken gereicht. Soll das Frühstück im Zuge eingenommen werden, so gibt es Sardinen, Killo, Eier in jeder Form und herrliche saure Milch.

Die Hauptmahlzeiten werden telegraphisch auf grösseren Stationen bestellt und sowohl der stattliche Tisch für Ärzte und Schwestern als auch der für die 25 Sanitäre bot bisher alles Wünschenswerte in Fülle. Unwillkürlich sagt man sich: „Ach wenn es doch immer so bliebe!"

In der Wahl der Sanitäre scheinen wir vom Glück begünstigt zu sein. Die Leute verhalten sich ruhig und

gesittet, trinken nicht und versehen ihre verschiedenen Obliegenheiten zur allgemeinen Zufriedenheit. Unser Kapitän versteht es vortrefflich, sie in Zucht zu halten. Wir haben zur persönlichen Bedienung einen Polen, Vikenti, auserkoren, mit dem ich mich vorläufig durch Pantomimen verständige. Mit der seinem Stamm eigenen Liebenswürdigkeit gibt er sich grosse Mühe, mich in die Geheimnisse der russischen Sprache einzuführen, und in den braunen, treuherzigen Augen leuchtet es hell auf, sobald ich ein neu erlerntes Wort an richtiger Stelle anwende. Wenn der schwerfällige, dicke Geselle sich in unser enges Coupé hineinschiebt, zu hantieren beginnt und nach allen Seiten hin höfliche Verbeugungen ausführt, wirft er jedesmal ein oder mehrere Gegenstände um, und es ist schwer, dabei ernsthaft zu bleiben.

Unser erster längerer Aufenthaltsort war Moskau, das wir unter der Führung des dortigen evangelischen Geistlichen, eines alten Freundes, trotz kurz bemessener Zeit nach Möglichkeit kennen zu lernen suchten. Der Hauptanziehungspunkt ist natürlich der Kreml, das Nationalheiligtum der Russen, den man durch die „Heilige Pforte" betritt. Männer müssen sie entblössten Hauptes durchschreiten, widrigenfalls sie Gefahr laufen, vom Volke gemassregelt zu werden. Der Gesamteindruck, den der Kreml erweckt, übertrifft an Originalität die kühnsten Erwartungen. Kirchen, Paläste und Klöster reihen sich in bunten Farben aneinander, keine Kuppel gleicht der anderen. Von seltener Pracht, einem kolossalen Gold- und Bilderreichtum ist das Innere der Kirchen. Die schönste Aussicht über die Stadt, deren 4000 Kuppeln im Sonnenschein funkelten, genossen wir von den Sper-

lingsbergen. Von hier aus hat Napoleon zum erstenmal auf die alte Kaiserstadt hinabgeschaut. Begeistert soll er ausgerufen haben: „Die Stadt muss ich besitzen!“

Wir bewegen uns mit einer Geschwindigkeit von anno 1840 vorwärts; dies hat wenigstens den Vorteil, Land und Leute besser beobachten zu können. Auf jeder kleinen Station wird Halt gemacht; Frauen und Kinder, in grelle Farben gekleidet, umringen den Zug und brechen beim Anblick des Roten Kreuzes, das jeden Wagen kennzeichnet, in begeisterte Hochrufe aus. Bäuerinnen bieten ihre Waren feil, Eier, Milch, Honig und Geflügel, so dass wir bisher keinen Mangel litten. Sobald der Zug etwas länger hält, benutzen wir die Zeit, die steifen Glieder durch Laufen und Springen wieder elastischer zu machen.

Die hügeligen, waldreichen Gegenden haben wir längst verlassen und sind von unendlicher Ebene umgeben. Diese urbar gemachte Steppe bietet ein trauriges Bild. Vor zwei Jahren führte Misswachs eine allgemeine Hungersnot herbei, so dass die Bevölkerung seitdem zum grössten Teil auf Staatskosten erhalten wird. Naturgemäss ist die Arbeitslust dadurch mehr und mehr zurückgegangen, wir sahen nur ganz vereinzelte Bauern ihr Feld bestellen und nahmen eine Gruppe der originell gekleideten, zum Teil tatarischen Eingeborenen auf, die dank der guten und bequemen Ernährungsweise dick und rotbäckig ausschaute.

Von Stunde zu Stunde schwindet das Interesse an der einförmigen Landschaft und wird erst in der Wolgagegend neu belebt. Unser Zug rollt am majestätischen Strom entlang, auf dem Dampfer, Kähne und Segel-

schiffe dahinziehen. Zur Linken ragen hohe Sandberge auf, die wegen der im Frühjahr und Herbst stattfindenden starken Erdrutsche den Bahnverkehr oft stören sollen. In mächtigen Bogen überspannt die 2 km lange Alexanderbrücke den Fluss. Der auf 13 Pfeilern ruhende Riesenbau wird von beiden Seiten militärisch bewacht, eine weise Massregel, die von jetzt ab auf jeder Brücke angewendet wird, denn es ist nicht lange her, dass man in nächster Nähe der Brücke einen verkleideten Chinesen fand mit explosivem Material im Reisesack.

Malerisch baut sich die Gouvernementsstadt Samara an den Ufern der Wolga, der Hauptwasserstrasse des europäischen Russlands, auf. Eine Rundfahrt durch die Stadt führt uns durch hübsche Anlagen und durch eine breite asphaltierte Strasse am geistlichen Seminar, Bank, dem Theater und Museum, einer Eisenbahnschule, der schmucken deutschen Kirche und anderen stattlichen Gebäuden vorüber. Die hier ansässigen Deutschen rühmen den Verkehr im Hause des Geistlichen, der für häufige gemütliche Vereinigungen, Vortragsabende, Chorgesänge und dergl. sorgt. Samara ist der bedeutendste Handelsplatz an der Wolga und wichtig für den Warenumsatz nach Taschkent, Buchara und Chiwa. Es ist ferner der Ausgangspunkt einer Zweigbahn nach Orenburg, das neben anderen Erzeugnissen die weltberühmten Tücher liefert.

27. April.

In langsamer Fahrt, an die wir uns zu gewöhnen beginnen, geht es von Station zu Station. Ein starker Sturm fegt über die Steppe, wirbelt Wolken von Staub und Sand auf und lässt uns nur im Schutz des Eisen-

Vizeadmiral Skrydlow begrüsst das Livländische Feldlazarett.

bahnzuges auf- und abwandeln. Heute Nachmittag überholte uns auf der Station Assekéjewo der Zug des Vizeadmirals Skrydlow, der an Stelle des jüngst auf dem „Petropawlowsk“ so unglücklich ums Leben gekommenen Admirals Makarow in den Osten zieht. In Reih und Glied erwarteten wir seine Ankunft. Nach kurzer Begrüssung mit unserem Kommandanten, sowie meinem Manne und mit freundlichen Worten an alle Schwestern schritt der Höchstkommandierende der russischen Flotte die Front ab, und auf sein „Guten Morgen, Jungens!“ ertönte aus den Kehlen der Sanitäre ein markiges „Guten Morgen, Exzellenz!“ Als der sibirische Luxuszug sich wieder in Bewegung setzte — der Admiral hatte den letzten Salon-, den sogenannten Aussichtswagen, inne —, erschien er nochmals an der hinteren, weitgeöffneten Tür, auf das vielstimmige Hurra freundliche Abschiedsgrüsse zuwinkend....

Unser Echelon folgt dem forteilendenden Blitzzuge. Fern am Horizont tauchen die ersten Höhenzüge des Ural auf, die wir freudig begrüssen in der angenehmen Aussicht, wieder einmal etwas Natur geniessen zu können. An einem schönen sonnigen Frühlingsmorgen treffen wir in Ufá, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, ein.

Wir sehen umfangreiche Petroleumrotunden in nächster Nähe des Bahnhofes, die den ganzen Distrikt bis nach Sibirien versorgen, da die Lokomotiven auf diesen Strecken nur mit Naphtha geheizt werden. Durch ein frischgrünes Birkenwäldchen steigen wir steil bergan. Zu unseren Füssen dehnen sich saftige Wiesenflächen aus, auf denen Viehherden behaglich weiden. Die sil-

bernen Flussbänder der Bjélaja und Ufá schlängeln sich durch die Ebene. Sie sind mit Flössen und Barken bedeckt und verleihen der lieblichen Landschaft einen holländischen Charakter. Die Anlage der Stadt ist höchst originell. Auf steilen, nicht allzu hohen Hügeln liegen die Holzhäuser, zum Teil wie Schwalbennester angeklebt; solide, saubere Treppen von 100 und mehr Stufen führen von einem Nachbar zum anderen. Die Strassen sind sauber — natürlich ungepflastert, sollen aber auch bei Regen wenig schmutzig sein, da alles Wasser sofort abfliesst. Übrigens ist Ufá ein ganz bedeutender Ort, hat 27 Kirchen, 38 Schulen, 6 Banken, 3 Zeitungen und Theater.

Je näher wir dem Ural kommen, desto abwechslungsreicher wird die Gegend. Wir fahren durch tief ausgesprengte Schluchten; Kalksteinwände, in denen schöne Topase gefunden werden, treten bis an das Geleise heran. Merkwürdigerweise gibt es keine Tunnel, nur „Klammen"; hinter einer jeden öffnet sich ein lieblicher Ausblick. Wir folgen dem Bache Sémja, der, oft überbrückt, bald in ruhigem Lauf, bald in grotesken Sprüngen zwischen den Felsen hindurch seinen Weg sucht. Sehr eigenartig ist das ansehnliche Dorf Menjárdi, das sich im Halbkreis am Flussufer hinzieht. In Reihe und Glied sind alle Häuser nebeneinander aufgepflanzt, so dass sich schnurgerade Strassen ergeben. Die Rückseite der Häuser, Hof und Düngerstätte bilden eine ebensolche kerzengerade Linie, nirgends ist ein Baum oder auch nur eine Blume zu sehen. Der Ort hat etwas vollkommen Lebloses und erweckt den Eindruck, als wäre er aus einem Baukasten zusammengestellt.

Längs der Bahnstrecke ähnelt der Ural dem mitteldeutschen Hochwald. Nur vermisst man das Durchforsten; stürzt ein Baum, so bleibt er liegen, bis er zerfällt. Den saftigen Untergrund durchrieseln Quellen; die gelben Sterne der Sumpfdotterblume, Himmelschlüssel und Anemone winden wir auf unseren Streifzügen zum Strauss, das fahrende Heim damit zu schmücken. Oft folgen zerlumpte Tatarenkinder unseren Spuren, strecken bettelnd die Hände aus oder bieten gesammelte Blüten an. Scharen kleiner Bürschchen vereinigen sich, um durch originelle Nationalgesänge einige Kopeken zu erhaschen. Wirft man klingende Münze unter das Völkchen, so kommt es zu den bittersten Schlachten.

Fast auf der Höhe des Ural erreichen wir das interessante Städtchen Slatoust, das, zwei Werst von der Station entfernt, an den Ufern der Ai reizend liegt. Es bietet ein belebtes Bild emsiger Arbeit inmitten wunderbarer Natur. Kaiserliche Eisen-, Gussstahl- und Waffenfabriken, die einige Tausend Arbeiter beschäftigen, bilden den Mittelpunkt, um das sich das Slatouster Leben gruppiert. Man stellt auch Kunstgegenstände dort her, denen russische Schlittengespanne, Kosaken zu Pferde oder Troiken als beliebtes Modell dienen.

Nun windet sich die Bahn an den Abhängen empor, mühsam keuchen die beiden Lokomotiven und schleppen uns nur Schritt für Schritt vorwärts. Mancher hübsche See tut sich vor unseren Augen auf, von denen der Immenskisee alle anderen durch seine ungeheure Ausdehnung übertrifft; noch sind die Buchten mit einer dicken Eisschicht bedeckt, und ein kalter Wind bläst uns entgegen.

Zwei Stationen weiter und wir haben bei Urshum den höchsten Punkt erreicht; wieder 100 Schritte und wir verlassen den europäischen Boden. Es ist trübe geworden, kalter Wind pfeift von Nordosten und einige Vögel kreisen über den höchsten Wipfeln.

Jetzt taucht zur Rechten der bedeutungsvolle Obelisk auf, der die Grenze der mächtigen Erdteile bildet:

„Asien" — „Europa"

steht in weithin sichtbaren Buchstaben auf beiden Seiten. Mit lautem Hurra fahren wir hinein in die neue Welt, und doch sind es gemischte Gefühle, die der einfache Stein in uns erweckt. „In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling, still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis." Wie mancher zog wohl froher Hoffnung voll in unbekannte Weiten, und müde und matt, an Enttäuschungen reich, kehrte er heim.

Mit rasender Geschwindigkeit jagt der Zug vom Gebirgskamm in die Ebene hinab, Koffer, Decken und Bücher sausen auf uns hernieder. Hier und da begrenzen noch ein paar Waldstriche den Horizont, sonst aber umgiebt uns weite, unabsehbare Ebene.

30. April.

In Tscheliábinsk, dem grossen Eisenbahnzentrum, machen wir eine längere Ruhepause. Hier ist der Ausgangspunkt der transsibirischen Bahn, die das westeuropäische Russland mit dem „Fernen Osten" verbindet. Im Herbst 1891 wurde dieser Bau beschlossen; noch in demselben Jahre vollzog der jetzige Zar den ersten Spatenstich in Wladiwostók, dem Endpunkt der Bahn,

und übertrug die Riesenaufgabe dem Verkehrsminister Fürsten Chilkow.

Die Strecke zwischen Tscheliábinsk und Wladiwostók beträgt 8600 Werst, die in Friedenszeiten in 168 Stunden zurückgelegt werden.

Man kann sich kaum ein bunteres Bild internationalen Lebens vorstellen, als diesen Bahnhof. Hier mischen sich die verschiedensten Völkertypen aus allen Gegenden des Riesenreiches mit modisch gekleideten Westeuropäern. Täglich werden von hier aus Scharen „Europa Müder" unter besonderen Preisvergünstigungen nach Asien, dem Land ihrer Träume, befördert, von dem sie sich goldene Berge versprechen.

An den Auswandererschuppen vorüber, aus denen zerlumpte Gestalten neugierig hervorlugen, gelangen wir über ein Gewirr von Geleisen zum Wartesaal, wo ein gutes Mahl bereit steht. Dann geht es in flottestem Tempo im zweisitzigen Wäglein, Tarantás genannt, zu der mehrere Werst entfernten Stadt. In Asien werden die Fuhrwerke ohne Federn hergestellt. Ein waschkorbähnlicher Sitz ruht auf vier Holzstangen, die das Wagengestell bilden und gut nachgeben. Telegraphenstangen zeigen in der Mitte der überbreiten Strassen den Fuhrwerken die Richtung an, da die spärlich gesäten Laternen die grosse Fläche nicht genügend erhellen können. Die Häuser sehen leidlich sauber aus, eine Fülle hübscher Blumen lugt hinter den Scheiben hervor. Am Marktplatz, auf dem alte Körbe und Tonnen umherliegen, ist der Bazar des Ortes, von einer elektrischen Lampe erleuchtet. Hier werden die in dem Uralgebirge gewonnenen Edelsteine, hauptsächlich Malachite, Amethysten

Omnibus in Tscheliábinsk.

und Topase, in kunstlosen Fassungen verkauft. Sogar eine Litfasssäule hat ihren Weg hierher gefunden: man hat ein Fass an einer Stange befestigt und mit wichtigen Anzeigen ringsum beklebt. Bei näherer Betrachtung entpuppte sich ein sehr eigenartiges Fuhrwerk als Stadtomnibus. Zwei alte Rosinanten ziehen den schwerfälligen Kasten, in den ich mich mühsam hineinschob. Wenige Minuten Fahrt schüttelten mich so kräftig durch, dass ich dem Rosselenker ein paar Kopeken in die Hand drückte, mit der Bitte, mich möglichst schnell absteigen zu lassen. Das konnte er gar nicht begreifen, und versicherte immer wieder, ich könne für das Geld noch viele Werst weiter gelangen.

Die Stationen folgen nun einander in grösseren Zwischenpausen. Sie sind meist aus Holz gebaut und von weitem an dem charakteristischen Wasserturm und Holzlager kenntlich. Die Lokomotiven werden jetzt nur mit Holz geheizt, das in mächtigen Scheiten hinter der Maschine aufgestapelt wird. Auf wasserarmen Strecken schiebt man noch eine Wassertonne ein.

Alle sibirischen Städte liegen mehrere Werst vom Bahnhof entfernt, und zwar meistens ohne Grund; denn sowohl jene „geologischen Schwierigkeiten", die beim Projekt angeführt wurden, als auch alle Erzählungen über die Uneinigkeit der Bauingenieure mit den betreffenden Stadtvertretungen dürften in das Reich der Fabel gehören.

Eine grundlose, unbeschränkt breite Fläche bildet den Weg zur Stadt. In einigen Orten sind Holzbretter über den Morast gelegt, wo dies aber nicht der Fall, muss man die bereitstehenden Fuhrwerke benutzen.

Ohne einen Befehl abzuwarten, schlägt der Kutscher regelmässig den Weg zu „dem Laden“ ein, der allerdings den Bedürfnissen der Sibiriaken genügt. Die Städte bestehen aus einstöckigen, oft fast zusammenbrechenden Holzhäusern, die durch eine ungepflasterte Strasse miteinander verbunden sind. Von den sogenannten „Städtern“ ist nichts zu sehen, nur Baschkiren in unglaublichsten Kostümen, starrend von Schmutz, beleben die Szenerie. Jeder Ort hat eine bis drei hübsche russische Kirchen; mehrfach wohnten wir dem Gottesdienst bei, und waren erstaunt über den Reichtum, die goldbeschwerten Heiligenbilder und den erhebenden Chorgesang.

Im Schein der untergehenden Sonne erglänzen die Kuppeln von Petropáwlowsk, das sich malerisch über den steil abfallenden Ufern des Ischim erhebt. Wieder bringt uns ein „Tarantáss“ in scharfem Trab zur Stadt; wir müssen einige wichtige Medikamente besorgen, da die grossen Vorräte, die in den plombierten Warenwaggons aufgespeichert ruhen, noch nicht angegriffen werden sollen. Nach einhalbstündiger Fahrt über die Steppe sehen wir einen wohlgepflegten, schattigen Stadtgarten vor uns liegen, der einzige Anziehungspunkt des Ortes. In der gut ausgestatteten Apotheke begrüsst uns ein behäbiger Pharmazeut freudig als Landsleute, erzählt, dass er bereits seit 25 Jahren hier lebe und es ganz erträglich fände. Freilich dürfe man keine Ansprüche an Vergnügungen stellen, „eine italienische Oper gäbe es hier nicht.“ Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen; wir ermahnen den Kutscher zu grosser Eile, um etwaigen Überfällen in dem öden Gelände zu ent-

gehen. Seit wir in Sibirien sind, tragen wir einen Revolver stets bei uns, alle Bahnbeamten, Streckenarbeiter und Weichensteller sind mit einer Waffe oder dem spitzen finnischen Messer versehen. Zwei Kosaken begleiten jetzt unseren Zug, und die Sanitäre, die bisher nur nachts Wache hielten, schreiten, sobald wir auf einer Station anhalten, die Front der Wagen ab.

2. Mai.

Schon seit mehreren Tagen durchqueren wir die kirgisische Steppe. Die unabsehbare Ebene deckt braunes dürres Gras, das an Stellen, wo es noch nicht abgebrannt ist, langsam verkohlt. Wenn der Sturmwind die Funken aus der Lokomotive über die weite Fläche hinwegträgt, entstehen die oft meilenweiten Steppenbrände. In stürmischen Nächten zieht eine Feuersäule dem Zug voran. In wildem Tanz wirbeln die Funken durcheinander, jagen neben der Bahn her, bis sie endlich ein paar Grasbüschel erfassen, die hell auflodern. Wie oft habe ich in dunkeln Nächten diesem schönen Schauspiel zugeschaut!

Die einförmige Gegend, die an uns vorüberzieht, lässt uns wieder zu den Büchern Zuflucht nehmen. Mit grosser Anstrengung versuche ich soeben, die zungenbrecherischen russischen Zahlen dem Gedächtnis einzuprägen, als ein lautes „Ah“ und „Oh“ mich aufschreckt. Wir haben die gewaltige eiserne Brücke erreicht, die den Irtisch, einen der grossen, dem Eismeer zueilenden Ströme, überspannt. An seinen beiden Ufern zieht sich die umfangreiche Stadt Omsk hin, durch eine zweite Brücke verbunden. Da der Lokalzug zur Stadt nur stündlich verkehrt, wird schnell ein Wagenkorso ver-

anstaltet. In zehn kleinen „Tarantáss" bringt man uns durch fusshohen, lehmigen, nur von Wasserlachen oder Gräben unterbrochenen Schmutz zur Stadt. Unterwegs gewannen wir einen amüsanten Einblick in die Bildung des Kutschers. Auf die Frage, wie lange die Kälte hier anzuhalten pflege, antwortete er: „14 Monate haben wir Winter und 6 Monate dauert die warme Jahreszeit." Ganz verwundert horchte er auf, als ich ihm entgegnete, dass bei uns das Jahr nur 12 Monate habe, und meinte: „Hier hat es 18!", was natürlich noch mehr Heiterkeit hervorrief.

Dankbaren Herzens sehen wir nach der halsbrecherischen Fahrt und eisigen Kälte die ersten freundlichen Lichter uns entgegenwinken. Doch auch innerhalb der Stadt bleibt der Weg ebenso schlecht wie vor den Toren, obwohl er uns an einer stattlichen Kadettenanstalt, einem grossem Hotel und Offizierskasino, sowie manchem hübschen Steinbau modernen Stils vorüberführt. Wir sind froh, als wir uns endlich im neuen Wartesaal des Bahnhofes gründlich wärmen können. Vom Nebentisch klingt deutsche Unterhaltung zu uns herüber. Zu unserem Erstaunen erfahren wir, dass in Sibirien und hauptsächlich in dieser Gegend holsteinsche und dänische Meiereien häufig sind, deren Erzeugnisse, besonders die Butter, täglich waggonweise nach Europa versandt werden. Auch wir fügten unserem Vorrat noch drei Fässer voll Butter hinzu, die telegraphisch vorausbestellt worden waren.

Zum erstenmal, seit wir Riga verliessen, werden wir hier an den Krieg erinnert, ein Beweis für die ungeheure Ausdehnung des Zarenreiches. Mit lautem „Hurra" begrüsst, fährt ein Zug ein, der einen Militärtransport

nach dem Osten befördert. Wir werfen einen Blick in die Güterwagen, die sechs Mann und acht Pferde beherbergen. Im Schein eines Holzfeuers liegen oder sitzen bärtige, kräftige Gestalten auf harten Holzpritschen, stimmen Kriegsgesänge an und schwenken begeistert die hohen Fellmützen. Fröhliche Weisen der Regimentskapelle ertönen; unserem Ohr scheinen die Klänge etwas dumpf, da Klarinetten und Flöten in Russland fehlen.

Noch ein zweites Bild mahnte uns an den furchtbaren Ernst des Krieges. Auf den Arm seines Begleiters gestützt, schritt ein bleich und abgehärmt aussehender Marineoffizier langsam an uns vorüber. Er war einer der wenigen, die die grausige Katastrophe auf dem Panzer „Petropáwlowsk" am 30. März überlebten. Im Augenblick der furchtbaren Explosion befand er sich hinten an Deck. Er sah, wie Admiral Makárow von den stürzenden Masten erschlagen wurde, und in den wenigen Sekunden, die bis zum Untergang des Schiffes vergingen, sprang er über Bord und wurde gerettet.

6. Mai.

Nachdem wir bei der Stadt Ob den gleichnamigen Fluss überschritten hatten, belebt sich die Gegend, die Waldungen verdichten sich mehr und mehr, Leberblümchen und eine dem Alpenveilchen ähnelnde Blüte schauen aus dem dürren Gras hervor, bis uns der Urwald, „die Taiga", aufnimmt. Er besteht, wenigstens längs der Eisenbahnlinie, nicht aus mächtigen Bäumen, sondern aus überschlanken Stämmen, die nur die Stärke von Telegraphenstangen haben. Birken, Kiefern und spärliche Cedern stehen in wildem Durcheinander, keine

menschliche Hand hat jemals in diesem Bereich gewaltet. Zersplitterte und gestürzte Bäume liegen umher; langsam verwesend, machen sie neuen Generationen Platz. Hier schafft nur das Feuer Ordnung, dem die abgestorbenen Stämme Nahrung bieten, während der lebensfrische Baum verhältnismässig wenig angegriffen wird. Man täuscht sich leicht und meint, das Feuer töte die Bäume, aber die Beobachtung der fast täglichen Waldbrände lehrt, dass in der Tat nur der schon tote Baum hell brennt. Wipfelbrände sind selten.

Inmitten des dichtesten Urwaldes liegt die nach ihm benannte Station Taiga. Eine Kleinbahn führt von hier nach Tomsk, der Haupt- und Universitätsstadt Westsibiriens; mehrere moderne Fachschulen erhöhen die Bedeutung dieses Verkehrszentrums, das als Handelsplatz schon lange eine grosse Rolle spielte.

Entfernte Höhenzüge begleiten uns bis zur hübsch gelegenen Stadt Krassnojarsk, die der breite Jenissei im Bogen durchfliesst. Da wir versäumten, wie es sonst immer geschieht, telegraphisch das Abendbrot zu bestellen, müssen wir unseren Appetit bis $11^1/_2$ Uhr nachts zu bezwingen suchen. Ein kleiner Spaziergang, unter dem Schutz einiger Sanitäre, zeigt uns nichts Neues, der Gedanke, im Land der Verbrecher zu sein, hat jedoch nichts Freundliches. Vielfach machen sich diese aus der Haft los und ziehen in der Nähe der Bahn wieder heimwärts, so dass sich förmliche Fusswege gebildet haben. Ein höherer Gerichtsbeamter, dessen Bekanntschaft wir im Wartesaal machen, tröstet uns damit, dass jetzt im Kriegszustand weniger Raubmorde stattfänden, da überall militärische Aufsicht sei und jeder Ertappte sogleich er-

hängt werde. Da das schier endlose Land äusserst spärlich bevölkert ist, sind mannigfache Mittel zur Abhilfe in Anspruch genommen worden. Das originellste ist jedenfalls die Besiedelung mit Verbrechern, die seit 150 Jahren durchgeführt wird und nicht zur Sicherheit der Gegend beiträgt.

Nun zieht sich die Taiga über lange Bergrücken hin, die Bahn hebt und senkt sich in zum Teil recht gewagten Krümmungen. Eine scharfe Kurve folgt der anderen, die dem Auge schöne Ausblicke darbieten.

10. Mai.

Ein warmer, lichter Frühlingstag begrüsst unser Erwachen in Polowina, der Hälfte des Weges vom Ural bis Wladiwostók. In einer Entfernung von etwa zehn Werst — wir befinden uns auf flachem Hochplateau — erhebt sich schwarzgrüner Tannenwald, darüber, in Terrassen und allmählich heller werdend, weitere Wälder von prachtvollstem Grünblau, das zuletzt in zartes Neapelgrün übergeht. Das Bild wird gekrönt von den etwa 11000 Fuss hohen chinesischen Bergketten, deren schneebedeckte Häupter hell herüberleuchten.

Eine plötzliche Unruhe auf dem Bahnsteig reisst uns von dem schönen Anblick los. Lebhaft gestikulierende Gruppen eilen hin und her, und bald erfahren wir, dass es die erschütternde Nachricht von der Einschliessung Port Arthurs ist, die das Publikum in begreifliche Erregung versetzt.

Während der bereits 14tägigen Fahrt hatten wir die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz nur wenig verfolgen können. Europäischen Zeitungen eilten wir voraus,

die Lokalblätter der sibirischen Städte haben einen erbärmlichen Nachrichtendienst, wir waren deshalb auf die Erzählungen entgegenkommender Verwundeter angewiesen.

Auf diese Weise wussten wir, dass die Schlacht bei Turentschen ungünstig verlaufen war und japanische Truppen den Jalufluss überschritten hatten. Hierdurch waren die russischen Streitkräfte zum grossen Teil an der natürlichen Nordgrenze Koreas festgehalten, und die Japaner konnten auf der Kwantung-Halbinsel ungehindert schalten und walten. Sie landeten in Dalny, jenem grossartig angelegten Hafen an der Bucht von Talienwan, der ein Liverpool des Ostens und merkwürdigerweise ein Konkurrenzunternehmen gegen Port Arthur werden sollte. Die Erbauung der Stadt, des Hafens und der Docks hatten Millionen verschlungen. Diese neueste russische Gründung, im Volksmund nicht Dalny, „die Weite", sondern Lischni, „die Unnütze", bezeichnet, war von den Japanern blockiert und eingenommen worden. Infolgedessen musste General Stössel südlich zurückweichen, und die für unmöglich erachtete Einschliessung Port Arthurs war zur Tatsache geworden.

Uns versetzte diese Nachricht in sehr bedrückte Stimmung, die kaum dadurch gehoben wurde, dass wir uns Irkutsk, der Metropole Sibiriens, näherten. Dort soll sich unser nächster Bestimmungsort entscheiden; dort werden uns die ersten Nachrichten aus der Heimat erwarten, denn Briefe und Karten sind sicherlich im Schnellzug an uns vorübergesaust.

Die bis hierher urwüchsige Gegend erscheint gepflegter, die erste Pflugschar taucht auf, es wird Holz

gestapelt, vor den sauberen Häusern hat man Gärtchen angelegt.

Als der Sonnenball glühendrot hinter dem Wald versinkt, die kahlen Äste der Birken wie von Schnee bedeckt erglänzen — in Sibirien sind nicht nur die Stämme dieses Baumes, sondern auch die Äste weiss — ertönen die Klänge des russischen Nationaltanzes. Wie ein Kreisel dreht sich unser kleiner Provodník, d. h. Schaffner, in den merkwürdigsten Stellungen herum, Blumenzweige in der Hand schwingend. Etwas Galgenhumor mag wohl die Triebfeder seiner Fröhlichkeit sein, soll er doch morgen mit dem leeren Zug nach Riga zurückkehren; wir werden in anderen Waggons die Reise fortsetzen.

11. Mai.

Wir müssen in Inokéntjewskaja, neun Werst von Irkutsk entfernt, nächtigen, weil die Züge hier gereinigt werden. Am nächsten Morgen steigen wir in den bereitstehenden Waggon, der alle Reisenden kostenlos und ohne Fahrschein zum Hauptbahnhof befördert. Im goldenen Morgensonnenschein fahren wir über die riesige hölzerne Angarabrücke und sehen Irkutsk, von wellenförmigen Hügelketten umrahmt, am jenseitigen Ufer ausgebreitet. Man gewinnt gerade von der Bahn aus einen so guten Überblick auf die von einer fünfkuppeligen Kathedrale gekrönte Stadt, dass eine nähere Besichtigung das hübsche Bild nur trübt. Schon auf der Station begegnen wir einer Unordnung, die unsere rosige Sonntagsstimmung zu erschüttern droht. Von allen hierher bestellten Briefen fehlt jede Spur, selbst der Stadtkommandant, an den sie in jetziger Zeit gerichtet werden, erklärt, keine Auskunft

geben zu können. Unter Hunderten von aufgestapelten Telegrammen finden wir endlich eines an meinen Mann aus dem Hauptquartier, das uns bedeutet, „ruhig am Ort der Bestimmung auszuhalten", bis uns weitere Befehle dem Kriegsschauplatz näher bringen würden. Aber über den Ort fehlt jede Nachricht, man verweist uns an den Generalbevollmächtigten des Roten Kreuzes. Um zunächst nochmals auf der Hauptpost nachzufragen, nehmen wir eine der vielen Droschken; jede Fahrt kostet nur 20 Kopeken. Wiederum ist es eine Holzbrücke, die den Strom überschreitet. Der Verkehr, teils zu Wagen, teils zu Fuss, ist ein überaus lebhafter. Schmucke Equipagen rollen über die auch hier ungepflasterten Strassen; dazwischen treiben sich verdächtig aussehende Gestalten umher. Irkutsk geniesst den Ruf grosser Unsicherheit, man muss sogar am lichten Tag den geladenen Revolver bei sich tragen. Des Feiertages wegen ist leider das schöne geographische Museum geschlossen, so dass wir uns nur an dem Theater, den eleganten Kaufläden, dem Haus des Gouverneurs und zahlreichen Kirchen — darunter eine evangelische — vorüberfahren lassen. Die Stadt macht einen reichen Eindruck, sie ist der Sitz der obersten Behörden Ostsibiriens.

Auf der Hauptpost herrscht die gleiche Unordnung; vergebens wühlen wir mit Schwestern, Ärzten und Soldaten in einem Stoss aufgestapelter Briefe herum, und begeben uns endlich, sehr enttäuscht, zum „Grand-Hotel". Dort erwartet uns im parquetierten Speisesaal eine festlich gedeckte Tafel. Von der Empore tönt Musik herab, unter anderen Volksweisen die „Wacht am Rhein"; zahlreiche Offiziere, elegante Damen nehmen an den kleinen

Tischen Platz, ein buntes Leben entwickelt sich. Inzwischen hat mein Mann den Generalbevollmächtigten des Roten Kreuzes aufgesucht und uns die inhaltschwere Nachricht übermittelt, die Kolonne sei nach Urulgâ bestimmt, einem Steppendorf, das eine Tagereise hinter Tschitá an der Zweiglinie nach Strétiensk liegt. Ein Gefühl bitterer Enttäuschung steigt in uns allen auf, denn wir hatten gehofft, in der Nähe des Kriegsschauplatzes tätig sein zu können, und nur die Erlaubnis, den Extrazug bis zum Endziel behalten zu dürfen, versetzt uns in etwas fröhlichere Stimmung.

Mit grossem Interesse besichtigten wir das Stadtkrankenhaus, das unser Landsmann, Herr von Bergmann, leitet, der als Arzt, Mensch und Chirurg eine hervorragende Stellung einnimmt. Es ist erstaunlich, was er in so kurzer Zeit mit geringen Mitteln aus der ihm unterstellten Anstalt gemacht hat. Selbstverständlich hat er noch mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen. Manches hat noch gute Wege bis zur Vollkommenheit, aber Augenzeugen berichten, dass das Stadtkrankenhaus von Irkutsk überhaupt nicht wiederzuerkennen ist. Herr von Bergmann hatte die Freundlichkeit, uns alles persönlich zu zeigen. Vor der Abfahrt bewirtete er unsere Ärzte mit einem üppigen Abendessen, wohl für längere Zeit das letzte in dieser Reichhaltigkeit. Uns Schwestern schickte er einen mächtigen Korb voll Äpfel und Apfelsinen an die Bahn.

Allmählich verschwinden die letzten Gebäude von Irkutsk im hereinbrechenden Dunkel. Der Mond erglänzt über den bewaldeten Höhen und wirft seine silbernen Strahlen auf den eisbedeckten Angarafluss, der uns bis zur Station Baikal begleitet.

III.

Vom Baikalsee nach Urulgá.

12. Mai.

In der Ferne wird das blinkende Licht des Leuchtturmes sichtbar. Vom Mondschein übergossen, von gespenstischen Bergketten umgeben, liegt der See vor uns. Kalter Wind bläst über die Eisfläche uns entgegen, schrill tönt der Pfiff des Eisbrechers, der in dreistündiger Fahrt zwischen den Ufern verkehrt, durch die Stille der Nacht. Mit einem Gefühl andächtiger Scheu vor dem gewaltigen Ernst dieser kalten Naturschönheit suchen wir gegen Morgen das Lager auf, um wenigstens einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Der Baikal, der grösste Süsswassersee der Erde, hat sichelförmige Gestalt, füllt ein zwischen hohen Bergen tief eingesenktes Tal aus und bedeckt einen Flächenraum von 34179 qkm, das 56fache des Genfer Sees. Er hat 170 Zuflüsse und nur einen Abfluss, die Angara, deren riesige Wassermassen sich in den Jenissei und somit in das Eismeer ergiessen. Ein alpiner See von unheimlicher Tiefe mit vulkanischem Ursprung und Untergrund ist der Baikal ein sehr gefährliches Wasser; ungeahnt erheben sich haushohe Wogen, die oft nicht

im Verhältnis zum Winde stehen. Strömungen unbekannter Herkunft ziehen die Boote fort, stossweise nahen die Brisen, so dass ein altes Sprichwort sagt: „Auf dem Baikal lernt man beten". Baikal heisst eigentlich Baikul, der „reiche See", wegen seines kolossalen Fischreichtumes. Ausser zahllosen anderen Sorten birgt er fünf verschiedene Lachsarten.

Ein grosser Sagenkreis umwebt „das heilige Meer", wie die umwohnenden Mongolen den See nennen. Sie verlegen die Heimat ihres grössten Helden, des Tschingis Khan, an seine Ufer.

Von Ende Dezember bis etwa Mitte April findet auf der starken Eisdecke des Sees lebhafter Handelsverkehr statt. Das Eis trägt infolge der inneren Aufregungen des Seebodens einen merkwürdigen Charakter, indem kaum ein Quadratzoll frei von Spalten und Spältchen ist. Schreitet man darüber hinweg, so ertönt ein ewiges Plätschern und Rieseln, das dem nicht daran Gewöhnten unheimlich ist. Pferde verlieren erst allmählich die Furcht, werden aber soweit gebracht, dass sie die oft meterbreiten Spalten in kühnem Satz überspringen. Im April tritt der in England erbaute Eisbrecher „Baikal" in Kraft; sobald der See eisfrei ist, wechselt er mit dem kleinen Dampfer „Angara" ab. Augenblicklich verkehrt er Tag und Nacht, da die Baikalrundbahn noch unvollendet ist. Es ist bewundernswert, dass hier keine grösseren Verkehrsstockungen eintreten, denn sämtliche Truppen, Sanitätspersonal, Geschütze und Gütertransporte müssen auf diesem einzigen Dampfer hinübergebracht werden.

Lebhaftes Hin- und Hergehen, laute Debatten vor

unseren Fenstern lassen uns früh aufstehen. Immer heftiger klingen die Stimmen da draussen, von der erregten Kommandostimme unseres Kapitäns übertönt. Der Stationsoffizier will unseren Zug keinesfalls bis zum jenseitigen Ufer befördern lassen, da sämtliche Passagiere die Wagen hier wechseln und die Güter umgeladen

Der Eisbrecher und Fährdampfer „Baikal".

werden müssen. Glücklicherweise gelingt es unserem Kapitän, mit gewohnter Energie die Überführung des Echelons durchzusetzen. Freilich werden wir acht volle Stunden unaufhörlich hin- und herrangiert. Nachdem es sich herausgestellt hat, dass der ganze Transport auf einmal nicht möglich — sind doch noch Offiziere und Soldaten ausser uns zu befördern —, bleiben einige von

uns zurück, um die zweite Verladung zu leiten. Inzwischen haben wir hinreichend Musse, die Station kennen zu lernen, die ein Gewirr von Schuppen, leerstehenden Zügen, Feldküchen, Kanonen u. s. w. bildet. Soldaten, Auswanderer, Tscherkessen, alles mischt sich bunt durcheinander, eine zweite Sanitätskolonne gesellt sich zur unserigen, so dass das dürftige Bahnhofsgebäude uns nicht fassen kann und wir die steilen Höhen, die rings umher aufragen, erklimmen, um die Zeit auszufüllen. Leider umzieht sich der Himmel mehr und mehr, die eigentümlich geformten Bergkegel im Vordergrund bleiben zwar sichtbar, aber die hohen Schneespitzen entschwinden dem Blick. Auf einer Landzunge ragt ein mit grünen Kuppeln gekröntes Kirchlein empor, die Lieblingsfarbe der Russen für den Anstrich von Dächern. Es ruft mir unwillkürlich St. Bartholomä an den Ufern des tiefblauen Königsees zurück, und doch ist wohl ein schrofferer Gegensatz kaum denkbar. Endlich, endlich ertönt der langgezogene Pfiff des „Baikal", aus dessen vier grossen Schornsteinen Rauchwolken aufsteigen.

In Reihe und Glied müssen wir an der aufgestellten Kontrolle vorbei und werden an Bord vom Generalbevollmächtigten begrüsst, der von Zeit zu Zeit die Überfahrenden begleitet. Vom Deck aus beobachten wir die interessante Güterverladung. Ein Prahm, begrenzt durch ein eisernes Tor, das der russische Doppeladler krönt, bildet den Schluss der Eisenbahnschienen. Er hebt und senkt sich je nach der Höhe des Wasserstandes. Der Dampfer fährt mit seinem Heck an den geöffneten Prahm heran und verschluckt gleich einem Moloch lange Züge von Waggons, die von der Loko-

motive hineingeschoben werden. 27 bis 29 Wagen fasst der Schiffsbauch, dann schliessen sich die Tore.

Nun wendet sich der Dampfer, mit gewaltigem Ruck tritt der Eisbrecher in Kraft. Es wird ihm sichtlich schwer, die oft drei Fuss dicke Eismasse zu zerstampfen, und wie ferner Kanonendonner klingt es, wenn die Schollen unter den Schlägen des Vorderteiles bersten. Sie zerreiben sich gegenseitig, so dass Millionen Eisnadeln übereinander stürzen unter dem Geräusch zersplitternden Glases. Immer wieder fügen sich die Schollen zusammen, weshalb auf jeder Fahrt eine neue Wasserstrasse geschaffen werden muss. Oftmals nehmen wir unseren Weg rückwärts, wenn die Eismassen unzerstörbar sind, um sie an anderer Stelle mit frischem Anlauf erfolgreich zu durchdringen. Schneidend kalt weht der Ost, grosse Hagelkörner wirbeln durch die Luft, Nebel umhüllen die bergigen Ufer. In weiter Entfernung werden hier und da die Umrisse bewaldeter Höhen sichtbar und es erscheint eine Kette schneebedeckter Bergriesen von 10000 Fuss Höhe und mehr.

Auf der Überfahrt über den Baikal wird während der Kriegsdauer jeder Transport photographisch aufgenommen, auch unsere Kolonne wurde unterwegs photographiert.

An der Ostseite des Sees, der Hafenstation Tanchoi, befördert man die Waggons in der schon beschriebenen Weise wieder ans Land. Wohlgemut besteigen wir unseren Extrazug, der nachts abgehen soll, während allen anderen Fahrgästen eine unbeschränkte Aufenthaltsdauer bevorsteht. Der Abend schleicht etwas langsam dahin, da man sich der Unsicherheit wegen nur wenige Schritte weit entfernen darf. Dichter und dichter um-

wirbeln uns die weissen Schneeflocken, wie eine Wolke werden sie auf der Eisfläche des Sees dahingetrieben. Wir lassen uns grosse Stücke des klaren Kristalles in unser kleines Reich bringen, stellen eine Flasche Moskauer Sekt kalt und denken beim schäumenden Becher der fernen Heimat. Dort feiern sie heute Pfingsten, das liebliche Fest, dort grünt und blüht die Welt im maifrischen Kleid, während hier noch die Gewalt des Winters regiert und alles Leben in ewigen Schlummer gebannt scheint.

Jenseits des Sees setzt sich die Bahn durch transbaikalisches Gebiet fort, das an romantischen Gegenden, Wald, Wiesen und Flussläufen reich ist. Die Bewohner, Russen, Burjäten und Tungusen beschäftigen sich hauptsächlich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd. Wichtig als Handelsplatz ist das malerisch am Ausgang des Selengatal gelegene Werchne-Udinsk. Hier mündet die Karawanenstrasse, die über Peking, durch die Mongolei nach Kiachta führt. Endlose Kamelkarawanen bringen den Tee zu den in Kiachta ansässigen russischen Grosshändlern, die andere Packungen herstellen und ihn als sogenannten „Karawanentee" nach Europa befördern.

In mannigfachen Windungen begleitet uns der Chilok zu den sanft aufsteigenden Höhen des Jablonoigebirges, von den Mongolen „Dynsedaban"-Gebirge des Gleichgewichtes, genannt, weil es die wichtige Wasserscheide zwischen dem nördlichen Eismeer und dem Stillen Ozean bildet.

13. Mai.

Wir durchschreiten das Gebirge in einem fast 300 m langen Tunnel und gelangen durch das liebliche

Jngódatal nach Tschitá, der Hauptstadt Transbaikaliens. Es ist augenblicklich der Zentralisationspunkt aller Lazarette, was sich sofort zu erkennen gibt, da es von Militär und Sanitätspersonal auf dem Bahnhof wimmelt. Dieser ist, wie in den meisten Städten, die wir berührten, der Mittelpunkt des geselligen Lebens. Wir ziehen es vor, im Hotel „Metropol" zu speisen, das durch Sauberkeit nicht gerade angenehm auffällt, und suchen dann Bekannte auf, deren es sehr viele gibt. Zahlreiche baltische Ärzte warten hier als Unterärzte der Militär-Reservelazarette ihrer weiteren Bestimmung. Sie haben wenig zu tun, da Verwundete nicht bis hierher gebracht werden und epidemische Erkrankungen glücklicherweise noch nicht aufgetreten sind. Nach ihrer Aussage beschränkt sich die Tätigkeit auf Influenza, Magenverstimmungen und Schwindsucht. Ein Lazarett des Roten Kreuzes hat sich in einer grossen Kaserne eingerichtet, ein zweites soll bald folgen. Die Zahlen der aufzustellenden Betten schwanken zwischen 500 und 5000.

In der Verwaltungsstelle des Roten Kreuzes bestätigte man unsere Berufung nach Urulgá. Es seien dort drei Gebäude für uns gemietet worden und wir sollten uns zu sofortiger Aufnahme von Patienten bereit halten. Da wir an den Bestimmungen nicht rütteln konnten, blieb uns nichts anderes übrig, als dem Schicksal mit Hoffnung entgegenzusehen.

Tschitá teilt eine Eigenschaft mit den sibirischen Städten — es ist ausserordentlich breit angelegt. Ob nicht diese Breite der Strassen, Plätze und Strecken der Grund ist, warum für das Gemeinwohl so wenig getan wird?! Es erfordert ungeheure Kapitalien, diese breiten

Strassen zu pflastern, Kanalisation anzulegen, Gasröhren zu ziehen, während bei Zentralisation der Gebäude die Kosten sicher zu erschwingen wären. Auch finden wir enorme Marktplätze, von denen, rechtwinklig angelegt, die breiten Strassen abgehen, alles ist schattenlos. Seit etwa vier Jahren gibt es eine neue Verordnung: wo gebaut wird, darf der Kiefernwald nicht mehr gefällt werden. Daher ist der Norden der Stadt unseren Strandkolonien ähnlich, man fühlt sich heimisch inmitten der schmucken Häuserreihen.

Zwischen frischgrünen Lärchen und dunklem Nadelholz führt uns ein lieblicher Weg den Berg hinan. Wunderbare Stauden blühenden Rhododendrons wachsen zu beiden Seiten des Pfades in seltener Fülle, bald erglänzen die violetten Blüten in tiefsatter Glut, bald leuchten sie hell auf, wenn Sonnenstrahlen darüber hinweggleiten. Von der etwa 900 Fuss hohen Bergspitze erblickt man Tschitá, vom gleichnamigen Fluss umschlängelt; schön bewaldete Berge umschliessen das Bild, das lebhaft an Heidelberg erinnert.

In später Abendstunde verlassen wir Tschitá und bringen eine letzte Nacht in unserem gemütlichen Waggon zu. Bei der Station Karimskaja, 80 Werst östlich von Tschitá, gehen wir von der Hauptlinie auf eine nördliche Zweigbahn nach Stretiensk über, die den Verkehr mit dem Amúrgebiet vermittelt. Nur noch wenige Stunden — dann ist unser Endziel erreicht!

IV.

Landleben in Sibirien.

26. Mai.

Station Urulgá! — Die Sonne sendet glühende Pfeile herab. Zwischen den Bergen, die uns längs der Jngóda stundenlang begleiteten und nun auf zwei bis drei Werst zurücktreten, dehnt sich weite, hügelige Steppe. In der Mitte des Talkessels liegt der Flecken Urulgá, gekrönt von einem grossen roten Wasserturm, der zur Eisenbahnstation gehört. Der Stationschef und die Spitzen der Behörden, vertreten durch den Bauernkommissar und einen Gendarmenunteroffizier, hiessen uns liebenswürdig willkommen. Im schmutzigen, engen Gepäckraum des Stationshäuschens erwartete uns der dampfende Samovar. Graues „Weissbrot" und übel riechende Butter trugen nicht gerade dazu bei, unsere gedrückte Stimmung zu heben.

Die Frage, wie wir unterkommen würden, war die Hauptsache und sofort liessen wir uns die vom „Roten Kreuz" erworbenen Häuser zeigen. Zwei Häuser kamen in Betracht, die eine halbe Werst voneinander entfernt lagen. Das grössere Gebäude bot etwa 42, das andere 28 Kranken Unterkunft. Die Miete sollte jährlich über 4000 Rubel

betragen! Hieraus erkannten wir sofort, dass wir es nicht mit Urulgensern, sondern mit Urulgaunern zu tun hatten. Nach Besichtigung von acht elenden Hütten, die das gesamte Personal beherbigen sollten, kamen wir zu der Überzeugung, dieser Ort sei nur für ein sehr kleines Lazarett brauchbar. Noch am selben Abend fuhren deshalb Fürst Lieven und mein Mann nach Tschitá zurück. Eingehende Verhandlungen, die die speziell chirurgische, mit grossen Mitteln aufgebrachte Ausrüstung in das rechte Licht setzten, hatten das Resultat, dass wir, mit vollem Einverständnis der Oberleitung des „Roten Kreuzes" in Tschitá, nach Petersburg telegraphierten und um unsere Versetzung baten. Das Gesuch wurde abgelehnt. Nun geschah aber folgendes Unerwartete: Ein höherer Militärarzt hatte sich mit einem befreundeten Beamten im Hauptquartier wegen unseres Lazarettes in Verbindung gesetzt. Der Beamte war bevollmächtigt worden, mit General Trepow, dem Chef des Sanitätswesens, zu sprechen, worauf der General unsere Berufung nach Liaojang im Zentralkomitee anregte. Die Antwort musste nun abgewartet werden.

Inzwischen wurde unser Zug, dank den Bemühungen des Kapitäns, nicht geräumt, hofften wir doch alle auf Weiterbeförderung. Da sich die Beköstigung aus der Bahnhofswirtschaft als teuer und schlecht erwies, stellten wir auf einer grossen Wiese neben den Eisenbahnschienen Zelte auf und richteten sie als Speisezelt, Schwesternraum und Küche ein. Diese Pariser Zelte sind aus Segelleinwand und werden in der Mitte von zwei hohen, an den Aussenseiten von achtzehn niedrigeren Stützpfosten getragen. An Stelle der Fenster ist dünne

Leinwand eingesetzt, so dass am Tag eine genügende Helligkeit herrscht. Rings herum werden Rinnen ausgegraben, um das abfliessende Regenwasser aufzusammeln und wegzuleiten. Zur Grösse der Zelte sei bemerkt, dass sie die Unterbringung von etwa 14 Krankenbetten gestattet.

Wir schmückten die Zelte mit Sträussen und Girlanden blühenden Faulbaumes, der hier in Fülle wächst, und weihten das luftige Heim mit einer Nachmittagsschokolade ein, zu der die Schwestern herrliche „Kümmelkuckel" gebacken hatten, ein beliebtes livländisches Hausgebäck.

Nach sechs Tagen quälender Ungewissheit erhielten wir abermals einen abschlägigen Bescheid aus Petersburg. So hiess es denn, unserem Zug endgültig Lebewohl sagen und sich mit dem Schicksal abfinden, obgleich der Gedanke, in diesem kleinen Dorf, weit entfernt vom Kriegsschauplatz, Rekonvaleszenten pflegen zu müssen, ein sehr schwerer war.

27. Mai.

Bis sich passende Räumlichkeiten finden, muss der Inhalt unserer elf Warenwaggons nahe der Bahn aufgestapelt werden; wir beziehen vorläufig ein für Lazarettzwecke gemietetes Holzgebäude, das von grosser Veranda umgeben ist. Mein Mann und ich sind in einem vierfenstrigen Zimmer ausgezeichnet untergebracht. Die mehr als fingerbreiten Spalten in den Wänden verklebten wir gründlich und verscheuchten durch die niemals ruhende Insektenspritze lästiges Ungeziefer. Die Vertilgung der „Schwaben", die hier zu den Haustieren zählen, gaben wir sofort als hoffnungslos auf. Grösser

als bei uns, aber gleichfalls unschädlich, sind sie in nie gesehenen Massen vorhanden. Wir haben uns aus alten Kisten und Brettern die notwendigsten Gegenstände zusammengehämmert und fühlen uns, nach dem mehr als fünfwöchentlichen Leben im Eisenbahnwagen, sehr wohl. Ein tiefer Ziehbrunnen, der trotz der 34° Celsius noch mit starker Eiskruste bedeckt ist, versorgt uns mit erfrischendem, lang entbehrten Wasser. Wir haben die Zelte im Hof aufgestellt, da sie einen angenehmen Aufenthaltsort bieten und auch einige Herren des Nachts beherbigen. Schon mancher lustige Abend ward dort verlebt, wenn der alte Stationschef, der in seinem begreiflichen Heisshunger nach Menschen uns alle Tage mehrmals besuchte, auf der Violine deutsche Volksklänge oder Burschenlieder vorspielte. Schullehrer und Dorfarzt, dieser erledigt seine Praxis sogar auf einem Zweirad, gesellen sich dann meist noch hinzu, und nur der Gedanke, auf den Verkehr vielleicht ein ganzes Jahr hindurch und länger angewiesen zu sein, wirft einen etwas trüben Schleier auf die heitere Stimmung.

Als Kurort wäre Urulgá durchaus zu empfehlen. Die allmählich ansteigenden Höhen eignen sich vortrefflich zu Terrainkuren, die in nächster Nähe gelegenen Eisenquellen würden in Deutschland längst ein Mineralbad versorgen. Hier liegt alles brach, selbst die meilenweiten Matten sind nur mit Tausenden von Vergissmeinnicht, weissen Sternblumen und lila Irisblüten besät, und auf unsere Frage, weshalb man den schönen Boden nicht nutzbar mache, heisst es nur, er diene zur Weide. Pferde und Rinder lässt man in nächster Nähe der Häuser grasen, um den Hirten und damit eine Arbeit

zu sparen. Auch das Gold und seltene Edelsteine, die hier überall im Innern der Berge ruhen sollen, bleiben unberührt; die zahllosen Fische in der Ingóda und Urulgá schreckt nie der Angelhaken. Die Urulgá, ein klarer, flacher Gebirgsbach, teilt das von etwa 1000 Russen und Burjäten bewohnte Dorf in die Eisenbahnseite Románowka und das auf dem Hügel gelegene Dorf Urulgá, das von einer hübschen Holzkirche „der Mutter Gottes von Kasán" gekrönt wird. Die hiesigen klimatischen Verhältnisse sind einem beständigen Wechsel unterworfen. Tropische Hitze folgt wahrhaft sibirischer Kälte, in den Nächten sinkt die Temperatur stark. Die Vegetation ist sehr mannigfaltig, grosse Mengen langgestielten Edelweisses bedecken die Bergabhänge. Mehrere Werst entfernt geniesst man von einem etwa 800 Fuss hohen Gipfel eine umfassende Aussicht auf die bewaldeten Höhenzüge und steil abfallenden Felsen, zwischen denen die Ingóda sich hindurchwindet. Falken und Adler umkreisen die Tannenspitzen, man gewinnt ganz den Eindruck des Hochgebirges.

29. Mai.

Nach langem vergeblichen Suchen fanden unsere Ärzte die in Oberurulgá gelegene Schule und das gegenüberliegende Gemeindegebäude für ein Hospital geeignet. Kurz entschlossen, wandten wir uns an die Gemeindeversammlung, deren Beratung zur Folge hatte, dass die uns günstig gesinnte „Intelligenz" des Ortes beide Häuser abtrat. Man kam überein, die Schule neu stukkaturen zu lassen und beschloss, den Winterunterricht in den kleinen Hütten des Eisenbahndörfchens abzuhalten. Die Hausreparaturen übernahm der „Lehrer", der sich im Sommer

mit Landwirtschaft beschäftigt. Er verschrieb das Stuckmaterial aus Tschitá, setzte aber selbst wenig Hoffnung in seine Bemühungen.

Nun aber galt es, sich wenigstens für 100 Betten einzurichten. Das Haus der Gemeindeverwaltung konnte in einem Tag ausgebessert werden und 40 Betten wurden aufgestellt. Zugleich richteten wir dort einen Raum für etwa notwendige Operationen, Badestube und Wäschekammer ein. Die übrigen 60 Betten müssen vorläufig in Zelten im Schulhof untergebracht werden. Wegen des grossen Mangels an Baumaterial in hiesiger Gegend kommen wir nur langsam vorwärts. Balken müssen geflösst werden, Arbeiter, sie zu zersägen, findet man so selten, wie das Gold in den uns umgebenden Bergen.

7. Juni.

Am 1. Juni erwies uns der neuernannte Oberbevollmächtigte, Fürst Tscherbatow, die Ehre seines Besuches und besichtigte in der Nacht von 3 bis 4 Uhr das bisher Geschaffene mit augenscheinlichem Wohlgefallen. Mehrere Tage später berief er eine Versammlung der Chefärzte der im Sabaikalgebiet augenblicklich vorhandenen Lazarette nach Tschitá. Mein Mann war froh, in der III. Klasse Platz zu finden, da alle Wagen von flüchtigen Familien besetzt sind. Das umfangreiche Programm der Versammlung erforderte nicht weniger als fünf Sitzungen, um die schwierigen Fragen einer Lösung entgegenzubringen. Die wesentlichen Punkte bestanden in der Bestimmung der Verteilung von 3000 Betten im ganzen Gebiet, ferner in der Art, wie die Kranken im Sommer, Herbst und Winter untergebracht und verpflegt werden

sollten. Das Transbaikalgebiet vom Baikalsee bis Mandschuria, der chinesischen Grenzstation, hat einen Längsdurchmesser von 1120 Werst. Der Zweig nach dem nördlich gelegenen Stretensk ist 270 Werst lang. Man beschloss, die Lazarette auf Zwischenräumen von durchschnittlich 200 Werst zu verteilen. Infolgedessen sollen Hospitäler in Mandschuria, Olowjanaja, Tschitá, Petrowski-Sawod, Werchneúdinsk, Müssowaja gegründet werden. An der Zweiglinie liegen Urulgá, Nertschinsk, Schilka und Stretensk.

Da es allerorts an heizbaren Räumlichkeiten fehlt, müssen sofort Barackenbauten aufgeführt und die Kranken bis dahin in Zelten gepflegt werden. Wo dies der kalten Nächte wegen nicht angängig ist, darf keine Aufnahme erfolgen, bis die Häuser unter Dach sind. Die Bestätigung der gefassten Beschlüsse wurde telegraphisch aus Petersburg erbeten.

Während unsere Ärzte von den Bewohnern der Umgegend, die zu unseren Zelten pilgern wie zu den Quellen von Lourdes, häufig konsultiert werden und die Sanitäre sich tüchtig an den Bauarbeiten beteiligen, gibt es für uns Schwestern wenig zu tun. Wir benutzen daher die ruhige Zeit zur Anfertigung von Gardinen und anderen Näharbeiten.

Eine grosse Küche ist bereits unter Dach gebracht, ein Schuppen für Desinfektion und Sterilisationsapparate in Angriff genommen. Der Schuster hat sich aus Zaunpfählen einen „Palast" gezimmert, um sein Geschäft eröffnen zu können, das infolge der scharfen Steine längs der Urulgá lebhaft zu blühen verspricht.

Überall ertönt ein lustiges Hämmern, Hobeln und

Schmieden, begleitet von längeren Arien aus „Tristan und Isolde“ oder „Carmen“, die fehlerlos der Kehle unseres Schlossers entströmen.

Unterdessen fahren unsere Wagen 10- bis 14mal täglich von der Bahn durch den Fluss hinauf nach dem Dörfchen, das Lazarettgut und das persönliche Eigentum dem neuen Wohnort zuführend.

Am schwierigsten ist die Unterbringung des Personals, weil die Hospitalräume nicht ausreichen. Für die Schwestern ist gut gesorgt; zwei grosse Klassen der Mädchenschule gewähren hinreichend Raum. Auch für die Sanitäre wurden zwei Zimmer gemietet, allerdings abgelegen und in schlimmem Zustand. Die Ärzte bezogen rings umher verstreute Häuschen, wir selbst fanden am Rande des Dörfchens eine Hütte, die entsprechend ihren Grössenverhältnissen, sie war kaum 5 m im Geviert, den Namen „Villa Nora oder ein Puppenheim“ erhielt. Das Innere war so schmutzig und verwahrlost, dass es mehrerer Tage bedurfte, bis das Weiss der Dielen unter kräftigem Scheuern zum Vorschein kam und die lästigen Mitbewohner den Petroleum- und Schwefeldünsten den Rücken kehrten. Nun haben wir uns das winzige Heim niedlich eingerichtet; sonderbar, wieviel man in so einen kleinen Raum zusammendrängen kann. In einem schmalen Durchgang, hinter tiefblauen Vorhängen, schläft unser braver Vikenti, der sich anhänglich und treu erweist. Er fühlt sich ganz zu uns gehörig und nimmt nach wie vor lebhaften Anteil an meinen Sprechübungen, die er durch gewissenhaftes Verbessern zu fördern sucht. Unsere Fenster sind von der Grösse eines Bogens Schreibpapier, die Türen so schmal, dass die Eisenkoffer in einem

Schuppen untergebracht werden müssen. Fehlende Scheiben ersetzen wir durch Kistendeckel, denn in Urulgá ist kein Glas zu haben. Nun geht es an das Verstopfen aller Spalten, doch die fingerbreiten Ritzen in den Wänden, die runden Löcher in den Fensterbänken, die zum Ablaufen des Regenwassers dienen, spotten all unseren Bemühungen. An stürmischen Tagen werden die Fenstervorhänge hoch in die Luft gewirbelt, und nachts muss man sich der Bettdecke versichern, damit sie nicht vom Lager geblasen wird. Trotz allem ist es gemütlich bei uns. Die Gardinen sind rot und blau gemustert, die Holzwände sauber gescheuert, Vikenti versteht dies besser als jedes Stubenmädel, und grün lacht das 2 qm grosse Vorgärtchen in das Fensterlein. Aus Tschitá, wo bereits alles ausverkauft und vorläufig nicht wieder zu ersetzen ist, da nur Militärzüge befördert werden, liessen wir uns die letzte vorhandene Lampe kommen. Bei ihrem trauten Schein ward manches Abendstündchen mit den Gefährten fröhlich verplaudert.

8. Juni.

Noch stehen wir alle unter dem Bann eines höchst seltsamen Ereignisses. Eben war der letzte Hammerschlag im Häuslein, das uns bergen soll, gefallen, als eine bildschöne Zigeunerin mit ihrer halbwüchsigen Tochter eintrat. Wir konnten dem Glanz der funkensprühenden Augen nicht widerstehen und liessen uns aus einem Spiel Karten eine teils gute, teils verhängnisvolle Zukunft wahrsagen. Nachdem das schöne Weib meinen Mann prüfend angeschaut hatte, erklärte sie, dass seine jetzige Tätigkeit ihm keineswegs zusage, aber nur

von kurzer Dauer sein werde. Eine weite Reise, Ruhm und Ehre ständen ihm bevor, nur versuche man bisher, seinen Weg zu kreuzen. „Kaum war das Wort dem Mund entflohen", als der Telegraphenbote eine Depesche vom Hauptquartier überbrachte, die Kaiserin sei um unsere Berufung nach dem Kriegsschauplatz ersucht worden. — Nun leben wir wieder in begreiflicher Spannung, ob und wann man uns weiterbefördern wird.

10. Juni.

Gestern forderte uns der hiesige Landarzt zur Besichtigung eines etwa 15 Werst von hier gelegenen Badeortes auf, von dessen Heilerfolgen wir bereits viel gehört hatten. Zum ersten Male seit langer Zeit ging es wieder im Tarantass über Berg und Tal, durch tiefe Gräben, kleine Flüsse, so dass das Wasser hoch aufspritzte. Zeitweise schwand uns Hören und Sehen, wir mussten den Rand des kleinen Gefährtes fest umklammern, hin und her balanzieren, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Eine russische Troika dürfte wohl der Schnellzugsgeschwindigkeit nichts nachgeben. In der Mitte trabt ein Pferd unter dem Krummholz, an dem zwei Glöckchen unaufhörlich läuten; die beiden anderen Pferde sind mit Stricken lose angebunden und galoppieren an den Seiten. Nachdem wir unser Dorf, das sehr weitläufig gebaut ist, verlassen hatten, wird die Gegend immer lieblicher. Bewaldete Hügelketten umsäumen die unabsehbaren Matten, die einem grossen Frühlingsstrauss gleichen. Ein Meer leuchtendblauer Vergissmeinnicht umwogt uns, gelbe und weisse Mohnblüten, sowie zahllose Pflanzengattungen, die uns nur als Zierpflanzen be-

kannt sind oder die wir noch nie gesehen, mischen sich in das satte Grün der Wiesen. Bei dem hier herrschenden strengen Winter erzeugt der kurze, aber sehr heisse Sommer diese intensive Blumenpracht, da die Kraft der Entfaltung auf einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängt ist. Am deutlichsten sieht man das an der Zwiebel, deren Schärfe mit der schnellen Entwickelung erklärt wird, während bekanntlich in Spanien die Zwiebel, weil sie das ganze Jahr vegetiert, von einer auffallenden Milde ist. — Riesige Büsche farbiger Päonien leuchten uns am Waldesrand entgegen, Heckenröslein ranken sich an zarten Birkenstämmen empor, immer dichter schliesst sich das Buschwerk zu einer grünen Mauer zusammen. Jetzt geht es einen steilen Abhang herauf, unser Blick umfasst von der Höhe Berge, Wiesen und Wälder, alles ist in die wunderbarsten Farben getaucht. So sonderbar es auch klingen mag, wieder und wieder kommt mir das liebliche Irland in den Sinn. Nur dort finden sich diese überraschenden Lichtwirkungen, diese zarten, ewig wechselnden Farbentöne. Nur dort sind die Matten so grün und mit Tausenden bunter Blüten besät. Nach zweistündiger Fahrt hält unser Rosselenker auf einem Bergrücken vor zwei aus Kiefernrinde zusammengefügten Hütten an.

Das Ziel ist erreicht, wir befinden uns im Kurort, den im vergangenen Jahre 50 Menschen besuchten. Das Innere der beiden „Wohnhäuser" birgt rohe Holzbretter als Lagerstätte, in die Wände hat man zahlreiche Namen geritzt. Unweit steht ein steinerner Herd mit hoher Esse, und damit sind alle Bemühungen der Kurverwaltung erschöpft. Durch niedriges Buschwerk führt uns ein

Pfad zur Quelle, die unter hübschen Lärchen dem Boden entspringt. Sie ist ungefasst und sprudelt aus zwei verschiedenen Stellen hervor. Das sehr klare Wasser enthält Kohlensäure und offenbar einen Eisenzusatz. Altem Aberglauben gemäss zerreissen die Heilungsuchenden alle Wäschestücke, die das kranke Glied umhüllen, und hängen sie an die Äste der umstehenden Bäume. Diese dem Quellengott dargebrachten Opfergaben flattern lustig im Winde. Rheumatiker und Bleichsüchtige bilden den Hauptbestand der Kurgäste, die ohne jede ärztliche Verordnung hier trinken und baden. Freilich gibt es weder Marmorwannen noch Reinigungsduschen, man hat den Baderaum ohne jeglichen Kostenaufwand hergestellt. Dort, wo sich der Quell etwa 20 Schritt vom Sprudel entfernt im Morast verliert, ist ein wannenförmiges Loch ausgegraben. Quakende Frösche, umspült von schwimmendem Moos, umschwirrt von unzähligen Stechfliegen und Mücken, strecken neugierig ihre Köpfe hervor. Welch anderes Leben würde sich entfalten, entspränge die Heilquelle der europäischen Erde!

14. Juni.

Da mein Mann eine Probeaufstellung der Döckerschen Baracke für geraten hielt, wurden die einzelnen Teile auf 14 Fuhren aus Románowka herübergeschafft. Etwas aufregend war der Moment, als die 400 Kilo schweren Kisten, hoch auf die Kante gerichtet, durch den Fluss wankten, doch es ging — und mit der Erfahrung kehrte die Ruhe wieder. Um 6 Uhr früh begann das Aufstellen und abends 10 Uhr stand der stolze Bau fertig da. Das reizende Haus, mit zwölf Fenstern, zwei grossen und drei kleinen Zimmern, bot einen so hübschen An-

blick, dass man am liebsten gleich hineingezogen wäre. Anderen Tages wurde der Operationssaal hergestellt. Wir belegten den Fussboden mit Linoleum und liessen die Rauchabzüge der Sterilisations- und Kochapparate in den Dachöffnungen anbringen, so dass wir die Baracke in Zukunft in acht Stunden aufstellen können. Man beginnt beim „Giebel I", und nach drei Stunden, wenn das erste Drittel steht, kann sofort operiert werden, während man in den nächsten fünf Stunden die übrigen zwei Drittel des Hauses vollendet.

17. Juni.

Zu wiederholten Malen hatte ein reicher Burjäte aus der Umgegend die Hilfe unserer Ärzte in Anspruch genommen. Aus Dankbarkeit forderte er uns auf, an der Verlobungsfeierlichkeit seiner ältesten Tochter teilzunehmen. Wir folgten der Einladung um so lieber, als es Fremden selten gelingt, Einblick in die Sitten und Gebräuche dieses Volkes zu gewinnen.

Die Burjäten sind ein von Osten bis zum Baikalsee eingewanderter, noch etwa 200000 Kopf starker Volksstamm. Geistig sehr entwickelt, treiben sie hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht, bilden gewandte Reiter und gute Bogenschützen heran. Ende des 17. Jahrhunderts wurden die Burjäten dem russischen Szepter unterworfen, durften aber Anführer und Älteste aus ihrer Mitte wählen und unterstanden eigener Gerichtsbarkeit. Vor etwa sechs Jahren trug man die Russifizierung auch in ihre friedlichen Gegenden. Ein allgemeiner Aufstand des empörten Volkes wurde von Kosaken schnell unterdrückt. Man setzte den Taidschi, d. h. Anführer, einen Fürst Gantimurow, dessen weitverzweigtes Geschlecht in Urulgá

stark vertreten ist, ab und zwang die nomadisierenden Burjäten, sich als ansässige Bauern niederzulassen. Russische Gemeindevertretungen, Steuern wurden eingeführt, so weit als möglich russische Dorfschulen gegründet und das dem Lamaismus angehörende Volk zu griechisch-orthodoxem Glauben zu bekehren versucht.

In wildem Galopp führte uns eine Troika durch liebreizende Gegenden zum Burjätendorf. Im Talkessel, von sanften Höhen umschlossen, lagen wenige rohgezimmerte Holzhütten inmitten blumiger Wiesen. Die als Winterwohnung dienenden Jurten, bestehend aus einem leichten, zusammenklappbaren Holzgestell von der Gestalt eines niedrigen Bienenkorbes, mit dichter Filz- oder Lederbekleidung, waren bereits abgerissen. Durch eine kleine Umzäunung bildete die Besitzung der Brauteltern ein abgeschlossenes Ganzes. Wir erkannten unser Ziel an den zahlreichen Geladenen, die sich hier auf und ab bewegten. Die Pferde wurden mit einem kräftigen Ruck angehalten und sofort erschien einer der Ältesten, ein nach zweitägigem Ritt von Tschitá eben eingetroffener Onkel der Braut, bot uns die Hand zum Gruss, fragte, ob wir Gäste seien, und führte uns unter liebenswürdigem Gespräch zur Hütte. Er war einer der wenigen, der die russische Sprache leidlich beherrschte und einen ganz zivilisierten Eindruck machte. Die Brautmutter, eine sehr starke, kleine Gestalt, wälzte sich uns im wahrsten Sinn des Wortes entgegen. Sie trug einen Kaftan aus schwerer chinesischer Seide, dem auf kornblumenfarbigem Grund bunte, kreisförmige Muster eingewebt waren. Von den Hüften hing reicher Silberschmuck herab, Feuerzeug und Tabaksbeutel, da die Frauen ebenso wie die Männer dem

Rauchen huldigen. Beide Kopfseiten trugen schwere, silberne Ketten, die in riesigen Ringen endeten. Das Haupt krönte ein mit braunem Zobelrand verbrämtes Samtbarett, von breiter, bunter Perlenschnur umschlungen. Noch schöner war die junge Schwiegertochter geschmückt. Ihre Züge waren ansprechend und sympathisch, voller

Burjäten vor ihrer Jurte.

Glut blitzten die dunklen geschlitzten Augen aus dem bräunlichen Antlitz. Der Vater, eine ebenfalls starke, gedrungene Gestalt, trug wie die anderen Männer ein weites, seitwärts geschlossenes Gewand, von buntseidenem Schal umgürtet. Den Brustteil zierte ein zackiger Besatz, die faltenreichen Ärmel endeten in steifen Samtmanschetten. Man bat uns, auf dem Ehrensitz Platz zu nehmen, trug einen nicht gerade sehr sauber gedeckten Tisch herbei

und schenkte aus dem Samovar, der in der Ecke mit einem ganz kleinen eisernen Herd verbunden war, Tee ein. Dann entnahm die junge Frau einer kunstvoll gearbeiteten Messingtruhe Backwerk, Zedernüsse und Bonbons, stellte alles in die Mitte und nötigte zum Zulangen. Inzwischen war der Sohn des Hauses erschienen; er fungierte als Mundschenk, füllte rastlos kleine silberne Becher mit einem Schnaps, den man „Milcharrak" nannte. Glücklicherweise war er zu sehr beschäftigt, um wahrzunehmen, dass ein Glas nach dem anderen unter dem Tisch verschwand, war doch der Geschmack ein Entsetzen erregender. Neben unserem Sitz war ein Altar errichtet, und darüber hing die gedruckte Belobigung eines russischen Priesters „für guten Lebenswandel in Frömmigkeit". Immer wieder erschienen neue Gäste, die alle freundlich bewirtet wurden, Ungeladene, die der Weg zufällig vorüberführte; die Festgenossen wurden erst um 3 Uhr erwartet. Man begrüsste sich, reichte sich die Hände und rieb beide Arme gegeneinander. Wir hörten, der Bräutigam werde erst später erscheinen, er sei aber bereits eingetroffen und lege in einem Nachbarhaus die Festkleider an; die Braut hingegen dürfe niemand zu Gesicht bekommen, sie werde im Raum nebenan ängstlich bewacht, und erst am Tag der Hochzeit, meist zwei bis drei Jahre nach der Verlobung, mache sie die Bekanntschaft des Auserwählten. Wir suchten den Bräutigam auf, von dessen Hütte eine weisse Fahne mit religiösen lamaitischen Inschriften und Malereien lustig im Wind flatterte. Auch hier fanden wir freundlichen Willkomm, nur der Held des Tages verhielt sich etwas passiv, schlich ganz gebückt unter

seiner neuen Würde umher und erweckte den Eindruck eines Opferlammes. In der Tat wird die Ehe von den gegenseitigen Eltern, allerdings in Übereinstimmung mit Verwandten und Freunden, geschlossen; ein Austausch von Vieh und Wertgegenständen bringt den Verkaufsakt zum Abschluss. Die Stimmung des Bräutigams schien sich nur während des Essens etwas zu beleben, dem er unermüdlich zusprach. In der Mitte des Raumes stand ein grosser Kessel voll schokoladenfarbener Flüssigkeit, Tee mit Schafsfett und Salz, wie man uns erklärte. Die Bewohner dieser Hütte waren Lamaiten. Über dem aus zwei Kisten errichteten Altar hing ein geschnitzter, hölzerner Gott, von Rehen umgeben. Mehrere kleine Götzen aus vergoldeter Masse und Heiligenbilder standen auf dem Altar. Opfer von Hafer, Bonbons, Schokolade und Schnaps waren ihnen in Schalen dargebracht. Wir hatten uns so sehr in den Anblick dieses interessanten Kultus vertieft, dass wir erschreckt auffuhren, als auch hier der Milcharrak kredenzt ward und wir schleunigst flüchten mussten, um weiteren Genüssen zu entgehen.

Kaum hatten wir die Hütte verlassen, als eine wirbelnde Staubwolke uns das Nahen der geladenen Gäste verkündete. Etwa fünfzig an der Zahl kamen sie in scharfem Trab herangesprengt, Männer und Frauen, in buntem Gemisch, machten vor der Tür des Bräutigams Halt, hoben auch ihn in den Sattel und rasteten dann unweit des Ortes, um einen Imbiss einzunehmen. Nun erst galoppierten sie in Reih und Glied dem Festhaus entgegen; an der rechten Seite der junge Bräutigam, von seinem Vater begleitet, die Mutter im Wagen

sitzend. Viele kamen Hunderte von Werst herbeigeritten, auch der Bräutigam stammte aus weitentfernten Geländen, wo er über grosse Herden und Grundbesitz verfügte. Die Pferde, meist klein, aber von kräftigem, etwas plumpem Bau, trugen schwere, silberne Sättel, jedem Reiter hing neben Feuerzeug und Tabaksbeutel ein kunstvoll gearbeiteter Dolch vom Gürtel herab. Wieder übernahm der Onkel der Braut die Begrüssung, während der Bräutigam ziemlich unbemerkt blieb. Vier ältliche Burjäten brachten einen Widderkopf als „Gastinza", das übliche Gastgeschenk, dem sie über Stirn und Augen ein Dreieck einritzten und den sie auf einem Lederkissen den Festgebern überreichten. Alle verschwanden nun in der Hütte, wo ein derartiges Küssen und Umarmen sich abspielte, dass wir uns angstvoll zurückzogen. Nach etwa einer halben Stunde hatte man offenbar den Gefühlen genügend Rechnung getragen und konnte sich dem leiblichen Wohl zuwenden. Unzählige schmutzige Felle wurden herbeigetragen und im Kreis auf die Erde ausgebreitet. Frauen und Männer nahmen, von einander getrennt, in orientalischer Stellung Platz, für uns aber trug man einen Tisch, Messer, Gabeln und Teller herbei. Zwei halbwüchsige Knaben verschenkten aus riesigen Kübeln Schnaps und Milcharrak. Man hatte sich mit 28 Eimern dieser Flüssigkeit versehen und trank sie aus braunen chinesischen Schalen. Ohne ihr zugesprochen zu haben, durfte niemand die Speisen berühren, und erst als ein genügendes Mass genossen war, forderte der Brautvater zum Essen auf. Dies bestand in Lammschädeln, die ungehäutet und mit allen Haaren auf Birkenrindentabletten serviert wurden. Auch wir mussten dankend annehmen,

trotzdem die Lämmer erst früh geschlachtet und das Fleisch noch blutig war. Danach erschien eine dampfende Zwiebelsuppe, deren Anblick uns bis ins Innerste erbeben liess. Glücklicherweise tat der Schnaps bereits seine Wirkung, so dass man unsere Anwesenheit nicht mehr zu bemerken schien. Einige Gruppen lösten sich aus dem Kreis, um den beliebten gegenseitigen Tauschhandel in Szene zu setzen. Aus mehreren grossen Kästen wurden chinesische seidene Tücher und Stoffe ans Licht befördert, um die sich ein lebhafter Wettbewerb entspann. Der erst stumpfen und teilnahmlosen Burjäten bemächtigte sich eine zunehmende Heiterkeit, die bald in Lärmen und Schreien ausartete. Männer und Frauen sprachen immer weiter dem Schnaps zu, qualmten aus ihren Tabakspfeifen und bearbeiteten dazwischen die Fleischstücke mit Fingern und Zähnen. Nun trat die reiche Brautmutter in die Mitte, um buntfarbige Tücher unter die Frauen zu verteilen. Mit richtigem Verständnis und grosser Würde unterschied sie die Bemittelten von den Armen, indem sie erstere mit Seide, letztere mit Kattun beschenkte. Inzwischen ward der Bräutigam von den Gästen bedacht. Man warf ihm einen reich verzierten Kaftan über und führte ihn im Kreis der Frauen umher, die in laute Rufe der Begeisterung ausbrachen. Dem Wirt überbrachte man einige besonders schöne Pferde, unter anderen einen schneeweissen Schimmel, dessen Besitzer uns erklärte: „Ich gehöre dem weissen Zaren, darum ist auch die Farbe meines Pferdes weiss."

Als die Stimmung immer gehobener wurde, entschlossen wir uns zur Heimkehr. Unter lauten Zurufen geleitete man uns zu den Troiken, und es gelang uns

nur mühsam, den Milcharrak, mit dem man unsere Feldflaschen füllen wollte, abzuweisen. Einer der Betrunkenen überreichte mir einen originellen Schal aus weissem Seidengewebe zum Abschied, den ich dankbar als wertvolle Erinnerung entgegennahm. Wir warfen noch einen letzten Blick auf die buntbewegten Gruppen, die einem Teniers oder Breughel ein prächtiges Motiv geboten haben würden, dann war alles hinter dem Bergrücken entschwunden.

23. Juni.

Der heutige Tag führte uns einen unerwarteten Gast zu, einen Dorpater Zeitgenossen meines Mannes, den evangelischen Pastor aus Irkutsk. Vom Aufenthalt des Livländischen Feldlazarettes in Urulgá benachrichtigt, besuchte er uns auf einer Dienstreise, und war herzlich froh, einmal wieder ein paar Tage unter Landsleuten zubringen zu können. Vom Mai bis zum August bereist dieser Geistliche sein Kirchspiel bald zu Pferde, zu Wagen oder mit der Post. Es umfasst 4300000 qkm, ist also achtmal so gross als Deutschland, fast vom Umfang des ganzen europäischen Festlandes, Russland abgerechnet. Infolgedessen kommen die entlegeneren Distrikte nur in etwa vier- bis fünfjährigen Zwischenpausen an die Reihe. Während dieser Zeit eingegangene Ehen können dann erst kirchlich getraut und die Taufen nachgetragen werden. Vielfach sind die Arbeiterkolonien und Zwangsanstalten das Besuchsziel des Geistlichen. Fünfundsiebzig Werst von Irkutsk entfernt liegt die Zwangsanstalt „Tjurma", deren Kommandant, Exzellenz Ssipjágin, nach den Beschreibungen des Pastors eine Idealgestalt, ist; die Arbeit seiner „Kinder" ist in etwa

zwölf verschiedene Kategorien geteilt; jeder beschäftigt sich mit dem Handwerk, das er seinerzeit gelernt hat. In der Möbeltischlerei werden die modernsten Einrichtungen hergestellt, die Polsterwerkstatt soll vorzügliche Arbeiten liefern. Das Essen ist so gut, dass oft der wachestehende Soldat sehnsüchtig nach den Töpfen der Gefangenen schielt. Nach einer Zeit der Strafverbüssung tritt eine gewisse Freiheit der Bewegung ein, und wunderbar war es, zu erfahren, dass in den grossen Restaurants in Irkutsk manch befrackter Kellner ein noch nicht entlassener, dem Restaurant mietweise übergebener „Kátorshnik", d. i. Zwangsarbeiter, ist. Unser Pastor hat viele erquickliche Stunden in jenem Institut verbracht, und rühmte unter anderem den herrlichen Chor, der abends nach beendeter Arbeit über die hohen Mauern hinweg in die weite Ferne schallt. Schwerere Verbrecher werden nach der Insel Sachalin oder nach Nertschinsk, also in unsere Gegenden gebracht, wo härtere Strafen ihrer warten. Hauptsächlich beschäftigt man die Gefangenen dort in Kohlen- und Erzbergwerken. Bei hoher Temperatur, mit Ketten beschwert, an denen oft noch Gewichte hängen, fristen sie tief unter der Erde ein jammervolles Dasein. Verwendet man die Verbrecher zu Arbeiten am Tageslicht, beispielsweise Strassenbauten, so werden sie an Schubkarren festgeschmiedet und von Soldaten beaufsichtigt. Frauen, die wegen politischer Umtriebe bezw. Kriminalverbrechen verbannt wurden, oder, was häufig geschieht, ihren Männern freiwillig folgten, müssen gleichfalls schwere Arbeiten verrichten. Trotz der strengen Bewachung gelingt es zuweilen den Gefangenen, zu entfliehen. Unter den furchtbarsten Entbehrungen legen

sie die oft jahrelange Reise bis zur Heimat zurück. Der sibirische Bauer kennt diese bettelnden Gäste genau. Er lässt sie nicht nur ungestört weiterziehen, sondern stärkt die halb Verhungerten mit Suppe und Tee. Von den Entlaufenen, die Irkutsk erreichen, spricht mancher in

Zwangsarbeiter, an den Karren geschmiedet.

dunkler Nacht im Pastorat vor; die Besuche dieser unheimlichen Gesellen bieten nicht selten eine Quelle tragikomischer Szenen. Da wird der Geistliche z. B. eines Tages von einem entlaufenen Kátorshnik um gütige Weiterbeförderung gebeten. „Wessen beschuldigt man Sie?“ fragt der Pastor. „Lieber Herr, ich habe nur einen schwachen Charakter“, lautet die Antwort, „ich kitzelte

einen Bekannten mit dem Messer." — „Und was waren die Folgen, trug er eine Wunde davon?" — Ach nein, er starb gleich", erwiderte der Gefragte.

Die Stellung des Geistlichen in Irkutsk soll sehr schwierig sein, da die Verbrecher, falls sie im Pfarrhaus auf ihr vorgebrachtes Anliegen abschlägig beschieden werden, nicht selten zum Messer greifen. Dem früheren Geistlichen, der diese Leute nicht zu behandeln verstand, hat man wiederholt nach dem Leben getrachtet, ja sogar sein Haus nachts umlagert, so dass er nur mit Mühe gerettet werden konnte.

Bis spät in die Nacht hinein lauschten wir den fesselnden Schilderungen unseres Gastes, als plötzlich eine Depesche folgenden Inhalts eintraf: „Graf Woronzow-Daschkow fragt an, ob Sie mit dem Lazarett nach Charbin wollen. Fürst Schtscherbatow!" Ein allgemeines tiefes Schweigen folgte. Mit einem Mal war es, als lösten sich, wie im Märchen vom armen Heinrich, die eisernen Reifen, die uns so lang umklammert gehalten hatten, und ein vielstimmiges „Hurra" tönte durch die Stille des Sommerabends. Wir antworteten umgehend:

„Wir danken für Nachricht, sind gern bereit, nach Charbin zu gehen."

Hierauf kam der telegraphische Befehl, in fünf Tagen reisefertig zu sein.

24. Juni.

Als wir heute Morgen erwachten, lag ein herrlicher Johannistag über Wald und Fluren; Sonnenduft zitterte auf den Matten, die uns umgebenden Bergketten grünten und leuchteten zu uns herüber. Eine ernste Stunde versammelte uns zum Gottesdienst, den der Pastor in

schlichter Art abhielt. Anknüpfend an die Epistel an die Philipper führte er aus, Paulus habe in sorgenvollen Zeiten zu danken und zu bitten gelehrt, wir aber hätten während der letzten schweren Zeit der Arbeitslosigkeit oft genug geklagt. Ein guter Ruf ginge dem Lazarett voraus, dem es bei der bevorstehenden Tätigkeit gerecht werden solle. Mit ernstem Gebet schloss die schöne Feier.

In Vorbereitungen und Beratungen verging der Festtag, den unsere Schwestern zu einem hübschen Abschluss brachten. Nach altheidnischer Sitte werden in den Ostseeprovinzen am Tag der Sonnenwende der Liebesgöttin Ligo Blumen geopfert und ein loderndes Feuer auf den Bergen entfacht. Unter den Klängen des Johannisliedes: „Ligo Jaani" näherten sich die über und über mit Blumengirlanden geschmückten Schwestern unseren Zelten, und ehe wir noch recht wussten, wie uns geschah, waren wir alle von Blüten und Kränzen überschüttet.

In fieberhafter Eile wurden die Packereien in Angriff genommen, bis eine Nachricht aus Charbin eintraf, es würden mindestens zehn Tage vergehen, ehe man uns befördern könne. Augenblicklich ist es ungeheuer schwierig, einen Echelon*) zwischen die Masse anderer Züge einzuschieben. In Karimskaja, der nächsten Zweigstation, verkehren täglich 32 Züge, 16 in jeder Richtung, eine Musterleistung für eine eingleisige Bahn. Nun konnten wir in aller Ruhe die Baracke wieder abbrechen, Kisten und Kasten packen, um sie in endlosen

*) Technischer Ausdruck für Militärzug im Kriege.

Reihen den Berg hinab durch den Fluss nach dem Bahnhof zurückschleppen zu lassen. Während diese Fuhren unaufhörlich hin- und hergingen, benutzten wir die letzten Tage des Aufenthaltes, einen lange geplanten Streifzug auszuführen.

Die reissende Ingoda trennt unser im Talkessel liegendes Dorf von den bewaldeten Bergen; seit Wochen hatten wir sehnsuchtsvoll hinübergeschaut, ohne die Möglichkeit zu finden, über den Strom zu gelangen; ja — ein gewisser Aberglaube hatte sich unser bemächtigt, wir sagten immer: „Sind wir einmal über die Ingoda gekommen, so kommen wir sehr bald ganz hinüber.“ Endlich gelang es unseren Anstrengungen, ein Boot ausfindig zu machen, das zehn Personen fasste, nur lag es nicht in unserem Strom, sondern musste viele Werst auf einem Leiterwagen zur Ingoda geschleppt werden. Wir liessen uns, von drei Sanitären unterstützt, die Arbeit nicht verdriessen, und bald schaukelte der Kahn stolz auf dem Wasser. Nun trieben wir den herrlichen Fluss hinunter und mussten den pfeilschnellen Lauf oft zurückhalten, um nicht an Steinen zu zerschellen. In einer ganz von Weiden überdeckten Bucht stiegen wir ans Wiesenufer — eine Blütenpracht umfing uns. Hoher feuerroter Mohn bedeckte weite Strecken, und nur „die Blinde“ fehlte, um uns das Bild Piglheims lebendig vor Augen zu führen. Weiterhin tauchten mächtige Stauden roter und weisser Päonien auf, mannshohe Büsche übersät mit Heckenrosen, gelbe und rote Lilien, ihre Häupter stolz auf den schlanken Stielen wiegend, und dazwischen leuchtendblaue Iris mit weisser zarter Blattzeichnung. Durch üppigen Urwald, in dem es gewiss mehrere Jahre

nicht gebrannt hatte, denn das Unterholz war kaum zu zerteilen, stiegen wir zur Höhe hinan. Zu unseren Füssen rauschte die Ingoda — weit über die Wiesen glitt der Blick nach dem vom goldenen Abendhimmel strahlenumfluteten Dörfchen. Träumend lagen wir im Grase, da kamen die Sanitäre und brachten mächtige Sträusse Erdbeeren — — sind wir wirklich in Sibirien? — —

1. Juli.

Wir hoffen, übermorgen reisefertig zu sein. In freudiger, gehobener Stimmung beteiligen wir uns alle an den letzten Packereien, um von Urulgás blumenprächtigen Matten zu einem weiten Feld segensreicher Arbeit hinauszuziehen.

V.

Durch die Mandschurei nach Charbin.

6. Juli.

Frohe Hoffnung und Gottvertrauen schwellen die Segel. Endlich trägt eine hohe Welle unser Schiff von der lieblichen Insel, wo es gestrandet, hinaus auf den weiten Ozean des Lebens. Oft werden wir uns in künftigen Zeiten nach den farbenprächtigen Frühlingstagen Urulgás zurücksehnen und der Erinnerung Türen und Tore öffnen.

Am 3. Juli verliessen wir Urulgá. Alle Angesehenen des Ortes hatten sich zum Abschied auf dem Bahnhof versammelt. Russischer Sekt, „Perelítoje", das Beste, was zu haben war, perlte in den Gläsern, und herzlich dankten wir dem Stationschef, dem Bauernkommissär und dem Postmeister für die uns in reichem Mass erwiesene Hilfe. Abends 10 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Die uns zur Verfügung gestellten Wagen waren bequem, nur teilten wir das Quartier mit allen erdenklichen Insektenarten, so dass man keine Ruhe fand. Bei anbrechendem Tageslicht fuhren wir über die uns bekannte rote Brücke, bei der der Weg nach der Mandschurei abzweigt und die wir vor vielen Wochen zu unserer

Rechten liegen liessen. Nun war die Hauptverkehrsader wieder erreicht und wir atmeten fröhlich auf. Sofort begann ein anderes Leben; Militär- und Warenzüge folgten einander mit kurzen Unterbrechungen. Aus den vorüberfahrenden Wagen schallten hübsche Soldatenlieder, die wegen der vorwiegenden Molltonart melancholisch klingen. Auf einer der Stationen liessen wir uns die in jedem Militärzug befindliche Feldküche zeigen und überzeugten uns von der guten, aus kräftiger Kohl- oder Rübensuppe mit Fleisch bestehenden Kost. Jede Mahlzeit beginnt mit einem Tischgebet, in das Offiziere und Mannschaften einstimmen. Leider sind auch wir gezwungen, die Mahlzeiten im Zug einzurichten, da die Büffetverhältnisse bis auf wenige Ausnahmen unmöglich sind. Auf den Stationen wird in besonders für diesen Zweck errichteten Häuschen Tag und Nacht in grossen Kesseln Wasser gekocht. Weithin sichtbar leuchtet das Schild: „Siedendes Wasser unentgeltlich."

Etwa sechs Werst hinter der Station Adriánowka erreichten wir die Höhen des Stanowoi-Gebirges. Die Bahn überschritt auf kühn angelegtem Damm ein Tal, umkreiste den gegenüberliegenden Berg in mehrfachen S-Windungen und senkte sich bei Sedlówaja, d. h. Sattelort, in vielen Schleifen wieder hinab.

Immer flacher wurde das Gelände, die herrlichen Bergketten, Birkenwälder und blumigen Matten gingen in weite, schattenlose Ebene über. Dem offenbar salzhaltigen Boden entsprossen Binsen und hohe Gräser. Nur der Wechsel der Beleuchtung, das überraschende Farbenspiel, verlieh der trostlosen Gegend einen unbeschreiblichen Reiz und erinnerte mich lebhaft an Hilde-

brands stimmungsvolle Aquarelllandschaften aus dem Orient. Je tiefer der Sonnenball sank, desto glühender färbte sich das Himmelszelt über der unabsehbaren, grüngelb schimmernden Fläche, der ein helles Leuchten entströmte. Als die Nacht hereinbrach, Millionen von Kerzen sich am Firmament entzündeten, funkelte der Sirius über unseren Häuptern und begleitete uns freundlich zum Reich der Mitte. —

11. Juli.

Kurz vor der Station Mandschuria bezeichnet ein Grenzpfahl, der an seiner Westseite den russischen Adler, an der Ostseite den chinesischen Drachen trägt, den Eintritt in das grosse Kaiserreich. Ein Gewirr von Geleisen verrät die Bedeutung Mandschurias als Verkehrsmittelpunkt.

Vor dem noch unvollendeten Steinbahnhof wurden Hunderte von Waggons hin- und hergeschoben. Zahllose zerlumpte, schmutzige Chinesen arbeiteten zwischen den Schienen oder trieben sich handelnd und bettelnd herum. Sie trugen ein blaues Hemd und ebensolche Hose, da sie auf Befehl der russischen Regierung nicht mehr wie früher während der heissen Jahreszeit unbekleidet sein dürfen. Auf den weiten blendenden Sandflächen und den verbrannten Steppen lag die Sonne; nirgends ein Baum oder Strauch. Das Thermometer zeigte 43^0 Celsius!

Im leidlich sauberen Wartesaal liessen wir uns ein Mittagsessen geben, das mit Eis abschloss. Fliegenschwärme machten ruhiges Sitzen unmöglich, wir mussten sie von jedem Bissen, ehe wir ihn zum Munde führten, fortscheuchen. Die Speisen am Buffet waren mit Gaze

überdeckt, die geöffneten Fenster mit Mull ausgespannt, um die Fliegen fern zu halten. Vergebens! Wie ein schwarzer Schleier bedeckten sie Wände, Zimmerdecke und alle Gegenstände, auch beständiges Fächeln vertrieb sie nicht. Damals waren wir noch ahnungslos, dass uns diese lästige Plage durch die nächsten Monate begleiten würde.

Nach Erledigung kleiner Einkäufe in den Chinesenbuden begaben wir uns zu den glühendheissen Waggons zurück, um dort in Geduld, zu der uns ja das letzte Vierteljahr hinreichend erzogen hatte, die nächsten Bestimmungen abzuwarten. Gegen Abend kam der Befehl, in einer halben Stunde Personenwagen und Küche zu räumen; das Lazarettgut brauchte nicht umgeladen zu werden. In fliegender Eile wurde der Umzug bewerkstelligt. Da alle Waggons überfüllt waren, bezogen mein Mann und ich wieder ein Abteil III. Klasse, das von Schmutz starrte. Ich hatte noch Zeit, mit Vikentis Hilfe das neue Quartier mehrmals auszuscheuern. Weder heisses Wasser noch grüne Seife vermochten unsere Bemühungen mit Erfolg zu krönen. Von Insekten geplagt, verbrachten wir die erste, wie alle kommenden Nächte schlaflos. Besonders belästigten uns grosse Hornissen mit gelb- und schwarzgeringeltem Leib und langem Stachel, der erhebliche Wunden beibringt. Ihr Erscheinen begleitet ein Geräusch, ähnlich dem eines Brummkreisels. Da die Personenwagen mit starken Panzerplatten verkleidet sind und statt 800 Pud ein Gewicht von 3000 Pud*) haben, werden sie von jetzt ab unmittelbar hinter die

*) Ein Pud = 16 Kilo.

Maschine gehängt. Die Züge haben meist über 30 Warenwaggons; wollte man die schweren Personenwagen hinten anreihen, so würde der Zug sicher zerreissen. Man heizt die Lokomotiven auf diesen Strecken nur mit Kohlen. Infolgedessen bedeckte, ausser dem Wüstenstaub, eine dicke Russschicht alle Gegenstände und uns selbst.

Von Mandschuria ab sieht man, bis auf die Bahnbeamten, nur noch chinesische Arbeiter. Steingebäude treten an Stelle russischer Blockhäuser, mit Drachen, Affen, Hundeköpfen und Schmetterlingen verziert, deren meterlange Fühler im Winde lustig schaukeln. Neben den befestigten Wassertürmen sind Wachttürme errichtet, einen jeden Zug begleiten Soldaten.

Bis zur Station Irekte bietet die Gegend wenig Abwechslung. Hier treten die Berge wieder bis dicht an das Geleise heran, durch enge Felspässe und waldreiche Täler des forellenreichen Jal näherten wir uns dem Chingan. Diese Gebirgskette beginnt am Hochplateau nördlich von Peking und zieht sich bis zur Kumara, einem Nebenfluss des Amur, hin. Im Verhältnis zur Ausdehnung ist die Höhe sehr gering, sie erhebt sich nicht über 3500 Fuss. Bis vor kurzem führte die Eisenbahn über den bequemsten Pass, den „Dschedün", wir konnten den eben fertiggestellten, fast drei Werst langen Tunnel benutzen. Dreizehn Minuten vergingen, bis wir wieder das Tageslicht erblickten, dann sausten wir mit rasender Geschwindigkeit bergab. Die Fahrt auf diesen Strecken soll so schwierig sein, dass ein Zugführer etwa 7000 Rubel Lohn erhält.

Eine angenehme Unterhaltung brachte uns gestern das Beisammensein mit dem Kommandanten der Eisen-

bahnwache in Fulardý, das zwischen Mandschuria und Charbin liegt. Der Oberst und seine Frau, die aus Livland stammen und mehrere unserer Ärzte näher kennen, fuhren dem Zug entgegen, um uns zu bestimmen, das Lazarett in Fulardý aufzuschlagen. Herrliche Wohnungen stünden dort für uns bereit, alle anderen Kolonnen seien bisher abgewiesen worden; im Mondenschein fuhren wir über den breiten Nonnistrom, einen Nebenfluss des Ssungari, der Hauptwasserader der Mandschurei. Zur Rechten tauchte das Haus des Obersten, von hellen Fackeln erleuchtet, aus dem dunklen Buschwerk empor. Wie eine Oase winkte uns dies baltische Asyl inmitten der Wüste. Das Anerbieten der liebenswürdigen Landsleute war so verlockend, dass wir schweren Herzens den sicheren Posten gegen eine ungewisse Zukunft aufgaben. Gemütlich plaudernd, sassen wir bis zum Tagesanbruch im Bahnhofsgebäude zu Zizikar. Die Erzählungen des lebhaften Offiziers waren so fesselnd, dass die Zeit dahinflog und die Abschiedsstunde allzu schnell schlug. Der dem Oberst anvertraute Posten ist sehr verantwortungsvoll. Wie ein kleiner König herrscht er in seinem 875 Quadratwerst umfassenden Reich, befehligt 60 Offiziere und 5000 Soldaten. Er meinte, man könne sich nach den hiesigen Verhältnissen kaum jemals wieder an europäische Enge gewöhnen. Besonders schwärmte er vom Reiz der Steppe und pries den Wildreichtum. Da gibt es Hasen, Rehe, Wildschweine, Elche, Silberfüchse und zahlloses wildes Geflügel. Im Nonni, der übrigens schiffbar ist, werden grosse Lachse, Störe und Forellen gefangen. Nur ist jede Gemüsezucht unmöglich, auch Bäume gedeihen nicht. Man hat mehrfach

Stämme aus dem Chingan herbefördern lassen; obwohl zehn Soldaten täglich die angelegten Gärten begiessen, kommt ausser ein paar Blumen und Büschen nichts fort.

Interessant war uns, vom Oberst zu erfahren, dass er es gewesen ist, der jene beiden japanischen Offiziere, die in letzter Zeit viel von sich reden machten, entdeckte und festnehmen liess. Die Spione, die als Mongolen mit Zelten und Kamelen reisten, verrieten sich dadurch, dass sie sich, statt der hier üblichen Lehmschalen, kleiner Emaillebecher zum Trinken bedienten. Beide waren nur der englischen Sprache mächtig, gaben beim Verhör sofort ihre Absicht, die Nonnibrücke zu zerstören, kund, und sagten, dass sie ihr Vaterland verlassen hätten, um im Falle der Vereitelung ihrer Pläne mutig in den Tod zu gehen. Der Oberst nahm die Gefangenen in seinem eigenen Haus wie Gäste auf und brachte sie persönlich nach Charbin. Das dortige Kriegsgericht fällte das Todesurteil, zumal gerade in jenen Tagen der „Petropawlowsk" in die Luft gesprengt worden war. Ruhig und gefasst liessen sich die Japaner zum Richtplatz führen. Nur einen Augenblick traten dem jüngeren Offizier, der Christ war, Tränen in die Augen, als ein kleiner Hund ihm wie mitleidig die Hand leckte. „Du bist der einzige, der mir noch etwas Liebes erweist", waren seine letzten Worte, dann richteten sich zwölf Geschützläufe auf sein Herz. Aus Dankbarkeit für die liebenswürdige Behandlung während der Gefangenschaft hatten beide Japaner dem Roten Kreuz 1000 Rubel gestiftet.

Die Monotonie der Steppe ist wohlbebautem Land gewichen. Mais, Korn und Mohnfelder, zur Gewinnung

des berüchtigten Opiums, dehnen sich zu beiden Seiten der Bahnlinie aus. Den Horizont begrenzen nicht mehr jene eigenartigen Bergkegel, deren gleichmässige Form mich immer an den typischen spitzen Chinesenhut erinnert. Nur wenige Stationen trennen uns von Charbin, dem Ziel unserer Bestimmung. Was wird uns erwarten — werden wir dort festen Fuss fassen, oder wird man uns gen Süden nach dem Schlachtfeld schicken?

14. Juli.

Die Dämmerung brach herein, als die ersten Fabrikschornsteine von Charbin vor uns auftauchten. Sofort ertönte der Befehl „Alle Fenster schliessen", und langsam rollte der Zug über die majestätische Ssungaribrücke, an der mehrere Soldaten neben aufgepflanzten Kanonen Wache hielten.

Das gewaltige Stromgebiet des Ssungari, dessen Ufer stellenweise sehr fruchtbar sind, beherrscht die ganze Nordmandschurei. Der Strom hat eine durchschnittliche Breite von 50 m und ist bereits auf seinem Mittellauf, von Girin bis Boduné, schiffbar. Eine Flotille von etwa 80 Dampfern der chinesischen Ostbahngesellschaft ist auf dem Ssungari stationiert. Man beabsichtigt, sie zum grössten Teil zu schwimmenden Lazaretten umzugestalten, die die Kranken in sieben bis acht Tagen von Charbin nach Chabarowsk befördern sollen.

Während des Krieges ist der Fluss durch eine lange Flosskette abgesperrt, da kein Fahrzeug unter der Brücke hindurchfahren darf.

Neugierig erwarteten die heimkehrenden Fabrikarbeiter, grösstenteils Chinesen, an den Bahnübergängen

unsern Zug. An elektrischen Anstalten, Brauereien und Dampfmühlen fuhren wir vorüber; nur die Zopfträger und der entsetzliche Schmutz erinnerten uns immer wieder daran, wie weit entfernt wir von Europa sind. Sonst wäre es leicht gewesen, bei der hier herrschenden Tätigkeit, bei der vorzüglichen Beschaffenheit der Kornfelder, den ausgedehnten Fabrikanlagen, sich in eine Gegend Mitteldeutschlands zurückzuversetzen. Wir sahen das noch im Entstehen begriffene steinerne Bahnhofsgebäude Neu-Charbins, und hielten vor einem einfachen Holzschuppen. Zwischen eine lange Reihe von Militär-, Sanitäts- und Warenzügen wurde unser Echelon eingekeilt, und nachdem wir drei bis vier Plattformen überschritten hatten, mischten wir uns in das bunte Gedränge des schlichten Wartesaales. Die verschiedensten Sprachklänge trafen unser Ohr, alle Unterhaltungen beschäftigten sich mehr oder minder mit den Kriegsnachrichten, da die Menge fast ausschliesslich aus Offizieren, Ärzten und Schwestern bestand. Meinem Manne ward gleich bei unserer Ankunft ein Telegramm aus dem Hauptlager eingehändigt, das unser Lazarett nach dem Süden befahl. Nach Rücksprache mit dem Bevollmächtigten des Distrikts stellte sich aber heraus, dass die jetzige Kriegslage ein Lazarett in östlicher Richtung bedinge. Wieder entspann sich ein heftiger Depeschenwechsel, der uns mehrere Tage in Charbin festhielt, so dass wir Zeit hatten, die Stadt kennen zu lernen. Da alle Gasthäuser überfüllt waren, suchten wir in der Hauptverwaltung des Roten Kreuzes, einem umfangreichen, dreistöckigen Steinbau, der sich bereits als unzureichend erweist, Unterkunft. Dort wird das durchreisende Sanitätspersonal

nach Vorzeigen des Passes und der nötigen Papiere kostenlos aufgenommen und verpflegt, bis der Bestimmungsort festgesetzt ist. Die Schwestern beschäftigen sich während der oft wochenlangen Wartezeit mit der Anfertigung von Krankenwäsche. Ein riesiger, schmuckloser Raum dient als gemeinsamer Speisesaal, der bis zum letzten Platz dicht gedrängt besetzt ist. Im Erdgeschoss ist das Postamt, das ausschliesslich für die Annahme und Ausgabe der Briefschaften sämtlicher Lazarette in der Mandschurei arbeitet und sich dieses schwierigen Amtes vorzüglich entledigt. Alle nach Russland bestimmten Briefe werden hier gestempelt und frei befördert, während ausländische Korrespondenz durch die Zensur gehen muss.

Das Zusammenarbeiten des Roten Kreuzes, der „Freiwilligen Krankenpflege" mit dem Militärsanitätswesen vermittelt als Chef des Feldsanitätswesens Generalleutnant Trepow vom Hauptquartier aus. Die Zuteilung der Kranken geschieht je nach den vorhandenen Mitteln und Bedürfnissen auf die eine oder die andere der beiden voneinander unabhängigen Organisationen. Das Rote Kreuz gliedert sich in Sibirien in vier Hauptverwaltungen. Die am weitesten Vorgeschobene umfasst das eigentliche Kriegstheater von Charbin bis Port Arthur und steht unter der Leitung eines Oberbevollmächtigten. Die aus Russland eintreffenden Lazarette, meist aus 200 Betten bestehend, werden an jene Hauptverwaltung gewiesen und je nach Raum und Bedürfnis stationiert. Weitaus die grösste Zahl von Lazaretten befindet sich augenblicklich in Charbin und Liaojang. Ausserdem schiebt man bewegliche Lazarette gegen die operierende Armee

vor und errichtet bei dieser selbst fliegende Abteilungen, die die Verwundeten unmittelbar den Reihen der Kämpfenden entnehmen.

Jede Hauptverwaltung hat eine Niederlage mit allen für die Lazarettpflege erforderlichen Gegenständen, Kleidungsstücken, Medikamenten, stärkenden Weinen und Konserven eingerichtet, die ihrerseits Filialen an geeigneten Orten haben. Die Lazarette melden ihre Bedürfnisse an, soweit sie sie nicht selbst befriedigen können. In Charbin ist ein solcher „Sklad" unter dem besonderen Protektorat und unterstützt von den reichen Mitteln der Kaiserin errichtet worden. Die Miete dieser Gebäude beträgt 12000 Rubel, ein Zeichen für die hier herrschenden Preise.

Augenblicklich sind in Charbin etwa 5000 Betten aufgeschlagen und vielfach in Kasernenbaracken, die ursprünglich für russische Truppen erbaut worden sind, untergebracht. Die luftigen trockenen Räume eignen sich vortrefflich für Hospitalzwecke. Wir waren überrascht, einzelne Musterkliniken zu finden; beispielsweise das Lazarett der sehr reichen Iwerskaja-Gemeinde aus Moskau, das unter dem Protektorat der Grossfürstin Elisabeth steht und mit den grossen Petersburger Gesellschaften erfolgreich wetteifert.

Das frühere „Dorf" Charbin hat sich innerhalb der letzten vier Jahre mit erstaunenswerter Geschwindigkeit entwickelt. Die Stadt besteht aus drei Teilen, Alt- und Neu-Charbin sowie dem Hafen, „Pristan" genannt. Alt-Charbin wird fast ausschliesslich von militärischer Bevölkerung bewohnt; eine graue Steinbaracke erhebt sich neben der anderen, nur durch verschiedene Numme-

rierung voneinander kenntlich. Ein hübsch angelegter Park mit Kiosken und Laubengängen lockt zu abendlichen Konzerten eine grosse Anzahl von Besuchern herbei, da die übrige Gegend vollkommen baum- und strauchlos ist. Am Eingang des Parkes erhebt sich die neuerbaute meteorologische Station.

Um den noch unvollendeten Bahnhof gruppiert sich Neu-Charbin, das Beamtenviertel, dessen Strassennetz beständig erweitert wird. Hier befindet sich die Verwaltung der Eisenbahn, die russisch-chinesische Bank, Post und Telegraphenamt, sowie die durch ihre erhöhte Lage weithin sichtbare, russische Kirche. Neuerdings führt man moderne Bauten, villenartige Häuser im Jugendstil, auf; ein grosses Eisenbahnhotel mit Zentralheizung, Parquet und elektrischem Licht ist im Entstehen begriffen.

Der „Pristan", das eigentliche Geschäfts- und Chinesenviertel, erstreckt sich zwischen Neu-Charbin bis zum Ssungari. Vom Hause des höchsten chinesischen Beamten, des „Dziansun", führt die Geschäftsader, der chinesische Prospekt, zum Hafen hinab. Hier liegen die meisten Vergnügungsstätten, Theater, Zirkus und das grösste Hotel, das wie fast alle übrigen von Griechen, Kaukasiern und ähnlichen östlichen Völkern unterhalten wird, die man kurzweg als „Halsabschneider" bezeichnet.

Obwohl es tropisch heiss war, liessen wir uns zu wiederholten Malen durch die weit ausgedehnte Stadt fahren. Die Droschken sind numeriert und haben festgesetzte Taxen. Auf holprigen Wegen geht es bergauf, bergab, durch Wassergräben und über Steinhaufen; tritt Regen ein, der den Lehmboden innerhalb einer Stunde vollkommen aufweicht, so kommt man nicht ohne Fuhr-

werke weiter, die man sich namentlich am Bahnhof regelrecht erkämpfen muss. Es dürften noch mehrere Jahre vergehen, bis Charbin auch in bezug auf Strassenbau und Verkehrsmittel ein europäisches Gepräge tragen wird.

Jung-China.

Am meisten lockte uns das Chinesenviertel mit seinen zahllosen Buden, wunderlichen Erzeugnissen und der bunt zusammengewürfelten Menschenmenge. Es gelang uns, einen Kinderwagen mit zwei reizenden chinesischen Bürschchen im Bilde festzuhalten. Alle wertvolleren

Gegenstände waren infolge der zahllosen Fremden ausverkauft und der Preis für die zurückgebliebene schlechte Wäre so hoch, dass wir nur ein paar Pfeifenköpfe, Ringe und Fächer mitnahmen. Die Gasthäuser sind an einem Sieb kenntlich, von dessen Rand kranzförmig Schweife herabhängen, die im Wind hin und her schaukeln. Schmutzige Chinesen bieten lärmend Waren an oder warten, neben dem „Rickschaw" stehend, auf Fahrgäste. Solch ein zweiräderiges Gefährt wird pfeilschnell von einem Kuli gegezogen; ein zweiter trabt an der Seite nebenher. Ohne den durchdringenden Knoblauchsgeruch, den diese Menschenrasse verbreitet, wäre die Fahrt ganz angenehm.

VI.

Eho.

15. Juli.

Endlich sind die Würfel gefallen. „Eho" heisst die Losung, ein kleiner Ort, 24 Stunden von Charbin auf der Linie nach Wladiwostok gelegen. Da die wichtigste Arbeit „im Rücken der Armee" geleistet werden könne, bat uns der Oberbevollmächtigte des Roten Kreuzes, das Lazarett dort aufzuschlagen.

Noch am selben Abend fuhren unsere zwölf Waggons in der Richtung nach Wladiwostók ab. Eine schlaflose Nacht folgte. Von unzähligen Fliegen gepeinigt, entflohen wir bei Sonnenaufgang dem Lager. Unser Zug rollt zwischen Felswänden hindurch, in Krümmungen erreichen wir die Höhe. Von allen Seiten treten dicht bewaltete Bergketten heran, weite Täler öffnen sich, über hohe Steinblöcke rauschen schäumende Gebirgsbäche. Dichter und dichter schliessen sich die Baumkronen zu einem fast undurchdringlichen Blätterdach. Mannshohes Gras deckt den Untergrund, riesige schwarze Falter mit blaugezeichneten Flügeln schaukeln sich auf den zahllosen Feuerlilien, auf den üppigen Spiräenbüschen, die über und über mit weissen Blüten bedeckt sind. Keines

Menschen Hand hat je diese Wildnis berührt, keines Menschen Fuss diese steilen Gipfel erklommen. Morsche Stämme sind in das sprudelnde Wasser hinabgeglitten, um entwurzelte Bäume schlingen sich dichte Laubgirlanden. Die unerschöpfliche Abwechslung der Landschaft entzückt das Auge immer wieder. Thüringens liebliche Höhen und Täler wechseln mit wildromantischen Partien der Brockenbahn und mit Amerikas Urwäldern und Sümpfen. Ein üppigeres Bild tropischer Vegetation haben wir noch nie gesehen, dazu weht eine feuchtwarme Luft und Tausende von Insekten umschwirren uns.

Die Bahnhofswirtschaften lassen auf dieser Strecke viel zu wünschen übrig, so dass wir wieder von Konserven, Kakao und Tee leben müssen. Gebratene Hühner, Eier und Gurken, die Chinesen zu billigen Preisen feilbieten, vermögen unseren Appetit nicht zu reizen.

In Imjanpo waren wir Zeugen des Empfanges eines Statthalters. Mit unbeschreiblicher Unterwürfigkeit wurde dieser hohe Beamte begrüsst. Jeder Chinese warf sich vor ihm auf die Erde nieder, machte den Kotau und schnellte wieder in die Höhe. Ein Leibbrillenträger schritt dicht hinter seinem Herrn her, um jederzeit bereit zu sein, ihm die untertassengrossen Gläser auf die Nase zu pflanzen. Der Leibtaschenuhrträger trug die Uhr vorn am Leibe, Fächerer und verschiedene andere „Chargen" fehlten nicht. Der Statthalter — Fudutun genannt — trat in eine bunte Sänfte, sechs Chinesen hoben ihn auf und unter Vorantritt von Fahnenträgern, die rote und bunte Fahnen mit aufgestickten Ausgeburten der Hölle schwenkten, setzte sich der Zug in Bewegung. Man schrie, schlug den Gong, entlockte Trompeten ohrenzerreissende Töne und

wir spalierbildenden Europäer freuten uns über das lebendig gewordene Blatt aus Meggendorfers beweglichem Bilderbuch. Der Statthalter besuchte seinen Bezirk, d. h. er holte sich Geld. Je höher der Rang eines chinesischen Beamten ist, desto geringer wird er besoldet. Der allerhöchste Beamte erhält fast kein Gehalt. Das hängt sehr verständlich damit zusammen, dass er grössere Summen erpressen kann. Er lebt vom Geld seiner Untertanen.

25. Juli.

Die Nacht brach an, gegen 12 Uhr verkündete ein langgezogener Pfiff, dass wir am Ziele seien. Der Mond goss sein weisssilbernes Licht über weit ausgedehnte Flächen und spiegelte sich wieder in den Fluten des Mudanzian. Von der Höhe der Felsen grüssten etwa 40 kleine Häuser herab, das war „Eho", unser Bestimmungsort. Dunkle Bergketten begrenzten den Horizont, langsam fuhr unser Zug über eine stark bewachte, eiserne Brücke, an deren Ende eine Plattform erbaut ist, da die eigentliche Station zwei Werst entfernt liegt. Eine lange Reihe strammer Soldaten bildete Spalier, deutsche Klänge schlugen an unser Ohr. Ein Oberst und ein Oberstleutnant hiessen uns in unserer Muttersprache willkommen, auch ein Teil der übrigen Offiziere, es waren im ganzen 18, konnten sich leidlich verständigen. Wir erhielten die Weisung, unter Zuhilfenahme von 80 Soldaten alle Warenwaggons sofort auszuladen. Da der Zug nur zu diesem Zweck länger hielt, war grösste Eile geboten. Mit vereinten Kräften gelang es, innerhalb 1 Stunde 27 Minuten sämtliche Kisten und Kasten aus den zehn Waggons auf freiem Felde aufzustapeln.

Der Militärarzt des Ortes forderte meinen Mann und mich liebenswürdigerweise auf, bei ihm zu nächtigen, da das Bleiben in den schmutzigen, heissen Waggons unerträglich war. Dankbar nahmen wir dieses Anerbieten an. Gegen 6 Uhr scheuchte uns prasselnder Regen auf. Wir sahen von weitem, dass unsere Sanitäre bereits Zeltdächer über die ausgeladenen Waren gespannt hatten, und traten einen Rundgang an, um uns über die Bestimmung der vorhandenen Baulichkeiten sofort klar zu werden. Trotz der Wasserstiefeln war das Vorwärtskommen schwierig, da wir bis zum Knöchel in den Lehmboden versanken und dauernd Regenmassen herniederkamen, wie sie bei uns nur als Platzregen auftreten. Eine breite ungepflasterte Strasse führte uns zur Anhöhe, die eine stattliche Kaserne, das künftige Lazarett, krönt. Beide Seiten des Weges begrenzen Steinhäuser, deren innere Einrichtung, bestehend aus fünf Zimmern, Küche und einer grossen Holzveranda, immer die gleiche ist. Wir wählten das der Eisenbahn am nächsten gelegene Haus zum Doktorat. Von dort aus geniesst man einen herrlichen Blick auf die schön geformten Bergkegel, das weite Flusstal und kann jeden Zug, der über die eiserne Brücke rollt, verfolgen. Drei weitere Häuser waren für den Bevollmächtigten, die Schwestern und als Apotheke geeignet. Die Sanitäre sollten während der heissen Jahreszeit in Zelten untergebracht werden. Noch war alles im Bau begriffen, Schutt und Hobelspäne bedeckten spärliches Gras, das später unseren „Garten" schmücken soll.

Eho ist eine militärische Niederlassung von etwa 400 Mann Transbaikalkosaken und Grenzwache, deren Hauptaufgabe es ist, die riesige Mudanzianbrücke, die ein-

zige Verbindung zwischen Russland und Wladiwostók, zu schützen und die Räuberbanden, die Chunchusen, fernzuhalten. Auf den umliegenden Bergen stehen Wachtposten, die das Nahen der Chunchusen anzeigen, indem sie hohe, mit Stroh umwickelte Pfosten, sogenannte Fanale, anbrennen. Die Chunchusen, d. h. Rotbärte, sind Räuberbanden, deren politische Bedeutung in China wir erst später näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Sie bilden gerade in unserer Gegend mächtige Rotten, die im Volksleben eine massgebende Rolle spielen.

Wir waren noch in lebhaften Besprechungen, wie alles am zweckmässigsten einzurichten sei, als ein Telegramm eintraf, dass am nächsten Tag 218 Verwundete ankommen würden. Jetzt hiess es „Alle Mann an Bord!" Mit Hilfe einiger Hundert Soldaten musste, trotz eingetretener Sintflut, die Überführung aller Kisten auf 26 Fuhren vor sich gehen. Bis 2 Uhr nachts waren wir tätig und setzten nach kurzer Ruhe die Arbeit um 5 Uhr morgens fort. Es gelang uns, innerhalb 28 Stunden das ganze Lazarett einzurichten.

Am Morgen des 16. Juli rollte der Sanitätszug über die Brücke. Auf Tragbahren oder im Wagen wurden die Verwundeten zu uns befördert, manche stützten sich auch auf den Arm eines Sanitärs. Mein Mann war dem Zug mit der Draisine entgegengefahren, um die wichtigsten Anordnungen zu treffen. Nun entwickelte sich eine fieberhafte Tätigkeit. Ärzte, Schwestern und Sanitäre konnten sich nach der langen, unfreiwilligen Sommerfrische gründlich austoben. Endlich lagen alle Kranken in den sauber bezogenen Betten, man hatte es sogar möglich gemacht, die notwendigsten Bäder herzurichten.

Zusammengestellte Gewehre, Tornister und gerollte Mäntel boten in der friedlichen Umgebung einen wundersamen Anblick. Leise huschten die Nachtwachen in den Gängen auf und ab, und nur selten unterbrach ein leises Stöhnen das ruhige Atmen der erschöpften Krieger.

Unser chirurgisches Krankenmaterial setzt sich vorläufig nur aus Leichtverwundeten zusammen, während in der inneren Station schwere Fälle von Typhus und Dysenterie liegen. Oft springt einer der Fiebernden vom Lager, durchmisst in wilden Sätzen die Bettreihen und ist nur mit Mühe wieder zurückzubringen. Er glaubt die Japaner zu verfolgen, hört ihre gellenden Schlachtrufe, die aber aus dem Munde eines zweiten Typhuskranken ertönen, dessen gequältes Hirn ähnliche Phantasien erfüllen mögen.

Das Hospital ist in einem einstöckigen, mächtigen Bau untergebracht, der ursprünglich etwa 300 Soldaten der Garnison als Wohnung dienen sollte. Lange Säulenreihen tragen zwei hohe Säle, in die das Licht durch einen Glasoberbau fällt. Selbst bei tropischer Hitze ist es hier angenehm kühl. Beide Räume sind für 120 Betten eingerichtet und in vier Teile geteilt; jede Schwester sorgt mit Hilfe eines Sanitärs für 30 Kranke. Der östliche Saal umfasst die innere, der westliche die chirurgische Abteilung. An den schmalen Aussenseiten befinden sich, von einander getrennt, die Nebenräume für beide Stationen: Buffet, Badestube, Untersuchungs- und Mikroskopierzimmer. Zwischen beiden Sälen liegt eine grosse, noch unfertige Halle, die als Operationssaal, Sterilisationsraum, Verbandzimmer und Wäschekammer eingeteilt werden soll. Schmutzige Wäsche wird durch

Chirurgischer Saal im Lazarett zu Eho.

ein Rohr in den Keller, unsere künftige Waschküche, befördert werden. Vertreter des Eisenbahndepartements übernahmen die Arbeiten, die jedoch so langsam fortschreiten, dass wir bereits die Hoffnung aufgegeben haben, vor dem Winter fertig zu werden. Kacheln, Zement und Ölfarbe fehlen, die Bauleute streiken, und schrauben ihre Forderungen in die Höhe.

Südlich vom Hospital, jenseits des grossen Hofes, liegen fünf Wirtschaftsgebäude. Im ersten Haus arbeitet der wackere „Hans Sachs", der uns schon manchen guten Dienst leistete. Die Wäschekammer ist vorläufig nebenan eingerichtet worden, riesige Vorräte sind bis zur Decke aufgestapelt. Nun folgt der Eiskeller und über diesem Fleisch- und Vorratskammer. Am anderen Ende des Hofes ist der Pferdestall, eine Scheune für Heu und Hafer und die Küche. Hieran schliesst sich das Buffet für Ärzte und Schwestern, sowie ein Esszimmer, in dem gerade zwei lange Tische Platz finden. Einen etwas weiter entfernt liegenden Schuppen liessen wir mit Regalen versehen und brachten dort die Tausende von Konserven, Flaschen, Geräten, Kisten, Zelten und Vorräten unter. Ein Sanitär hat für Ordnung in diesem „Sklad" zu sorgen und darf nur gegen einen, vom Arzt unterschriebenen Zettel gewünschte Gegenstände herausgeben. Eine Ecke des Raumes ist als „Zeughaus" für die Sachen der Soldaten, Flinten und Schiessmaterial hergerichtet.

Da, wie gesagt, der Operationssaal unvollendet ist, wären wir ohne Döckersche Baracke verloren gewesen. Nachdem der Boden geebnet worden war, wurde sie innerhalb acht Stunden unter Leitung und

Transportable Döckersche Baracke.

Mithilfe des Fürsten aufgestellt. Schon am nächsten Tag lag das Linoleum, Kochkessel und Sterilisationsapparat standen an ihrer Stelle, und die Arbeit konnte beginnen. Wir verfügen über ein Operationszimmer, Verbandraum, wo gleichzeitig sterilisiert wird, Vorratskammer für Verbandstoffe, Schienen und Gips, Dunkelkammer und Röntgenkabinet. Der Motor steht in einem gezimmerten Häuschen neben der Baracke, die abends hell wie eine Kirche im elektrischen Licht erstrahlt.

Obgleich die Gebäude ganz zweckmässig eingerichtet sind, haben wir doch täglich mit neuen Hindernissen zu kämpfen. Beispielsweise dringt bei Regengüssen das Wasser durch die Oberlichtfenster in die Krankensäle, so dass die Patienten von einer trockenen Insel zur anderen getragen werden müssen. Im Eiskeller pflegt an solchen Tagen das Wasser fusshoch zu stehen, so dass viel Eis verloren geht.

Die grössten Schwierigkeiten entstanden bei der Wäschefrage, deren Lösung wir der Umsicht und dem praktischen Verständnis einer unserer Schwestern zu danken haben. Von früh bis spät steht sie selbst am Waschtrog und leitet einen Stab von 18 Chinesen mit bewundernswertem Geschick. Die Chinesen sind für diese Arbeit sehr brauchbar und besonders als gute Plätter bekannt, die allerdings 40 Rubel monatlich beanspruchen. Schwester Maruscha hat ein Wasch- und Plättzelt eingerichtet. Sie sorgt dafür, dass die Wäsche der inneren Station erst in den Desinfektionsapparat oder ein geeignetes Desinfiziens wandert. Ein grosser Herd mit eingelassenen Kesseln, in dem zwei Sanitäre von

4 Uhr morgens bis 11 Uhr abends ein Höllenfeuer unterhalten, liefert das kochende Waschwasser. Beständig fahren vier Wagen zwischen dem Lazarett und dem Fluss hin und her, da das Wasser uns tonnenweise zugeführt werden muss. Noch schwieriger als das Waschen ist das Trocknen der Wäsche für ein so grosses Hospital, zumal die mitgebrachten Leinen nicht ausreichen. Bei andauernder Feuchtigkeit muss der einzig verfügbare Raum, der „Sklad", als Trockenboden dienen. Um den Durchgang nicht zu hindern, lässt die erfinderische Schwester die Leinen unterhalb des Daches ziehen. Zuweilen hängt die Wäsche dort acht Tage, so dass wir uns sehr einrichten müssen.

Oft stehe ich abends auf dem grossen, freien Platz zwischen unserem Lazarett und den Wirtschaftsgebäuden, um das Bild des Lagerlebens in mich aufzunehmen. Hobelspäne decken in dichten Haufen das lehmige Erdreich, denn die Bauarbeiten sind noch längst nicht beendet. Aus den Zelten der Sanitäre tönen die Klänge der Balalaika, es ist Feierabend, und nur am Buffet gehts noch lebhaft her. Die flinken Chinesenburschen werfen Scheit auf Scheit in die hohen Kochapparate, die heisses Wasser für den Nachtbedarf enthalten. Teils sind es Stämme aus der Mandschurei, die das prasselnde Feuer nähren, teils Kisten von bekannten Berliner Firmen. Auch in den angrenzenden Wäschezelten kehrt erst zu später Abendstunde Ruhe ein, und schon beim ersten Tagesgrauen rühren sich wieder die fleissigen Hände.

Von Tag zu Tag steigen die Preise der Lebensmittel. Besonders die für Kranke wichtige Milch ist

nur in geringem Masse und sehr teuer zu haben. Allmorgendlich ziehen Chinesen mit Gurken, Rüben, Wassermelonen oder kümmerlichen Pflaumen schreiend durch die „Hauptstrasse". Sie versorgen uns auch mit Hühnern und Eiern. Ein russischer Bäcker stellt aus unserem Weizenmehl Brot her, das im Gegensatz zum nassen, grauen Mandschurenbrot besonders gut schmeckt.

In den beiden chinesischen und russischen Buden im unteren Dorf findet man nur das allernotwendigste. Desto grösser war unser Erstaunen, dort zehn Flaschen Bier mit der Aufschrift „Livonia" zu entdecken. Ein merkwürdiges Spiel des Zufalles liess uns am Bestimmungsort des „Livländischen Lazarettes" die letzten Flaschen Rigaschen Lagerbieres in der Mandschurei finden.

Gesellschaftlich haben wir wenig Verpflichtungen, da die Frauen der hiesigen Offiziere bis auf drei für die Dauer des Krieges nach Russland zurückgekehrt sind. Wir wurden mehrmals zu grösseren Abendessen eingeladen, die um 8 Uhr mit Tee begannen. Freilich war das Umhersitzen in den fast kahlen Räumen, auf den nur mit einer Decke gepolsterten Kisten, Sofa genannt, nach des Tages Arbeit keine Erholung. Wenn dann aber ein Spanferkel mit der hierzulande üblichen Grütze auf dem Tisch dampfte, eine Ananasbowle in den Gläsern perlte, kam es uns nach den mancherlei Entbehrungen der letzten Wochen vor, als öffneten sich die Tore des Schlaraffenlandes.

Liebenswürdigerweise erteilte uns der hiesige Oberst die Erlaubnis, die streng bewachte Eisenbahnbrücke über den Mudanzian jederzeit überschreiten zu dürfen. Sie ist $^3/_4$ km lang, so dass wir dort oft lustwandeln, und

gewährt einen herrlichen Blick auf das steil abfallende Felsenufer und die verstreuten Chinesendörfer jenseits des breiten Stromes. Besonders in Vollmondnächten liegt ein poetischer Zauber über der fremdartigen Szenerie.

Von unseren 218 Kranken kann bereits der grösste Teil als geheilt entlassen werden, doch müssen wir die Ankunft eines Etappenkommandanten abwarten. Die chirurgischen Patienten sitzen, wenn es der Verband gestattet, auf den Bänken rings um das Lazarett, mit weissen Hemden und Beinkleidern sauber bekleidet, und erholen sich schnell an der freien Luft und bei der verhältnismässig guten Beköstigung. Meiner Behandlung haben sich die Chinesen anvertraut. Sobald ich am frühen Morgen in die Operationsbaracke gehe, um das Sterilisieren der Wäsche und Kochen der Instrumente vorzunehmen, folgen einige der knoblauchduftenden Zopfträger, um mir mit trauriger Miene ihre Verletzungen zu zeigen. Hübsch gewachsene, graziöse Gestalten sind unter ihnen; gleich Schatten huschen sie lautlos umher, und ihre Sprache erinnert sehr an Vogellaute.

Die Nächte verlaufen jetzt selten ungestört. Bald ist es ein Telegramm, das uns auffordert, mit Tragbahren die Ankunft eines Sanitätszuges, der oft mitten in der Nacht Eho berührt, zu erwarten, um verwundete Offiziere aufzunehmen, bald hat sich ein Unfall zugetragen oder im Militärlazarett ist dringende Hilfe nötig.

18. August.

Die viel besprochene Regenperiode scheint auch bei uns ihren Einzug zu halten. Seit fünf Tagen hat der

Himmel seine Schleusen geöffnet und leider zu schliessen vergessen. Es regnet — nein, es giesst ohne Unterlass, und unser Lazarett schwimmt gleich einer Arche Noah inmitten der Wassermassen. Die armen Kranken machen vergebliche Versuche, sich mit ihren Betten ins Trockene zu retten. Von allen Seiten dringt der Regen durch das undichte Dach, pfeift der Sturm durch die Mauerritzen. Wie wird es erst in den Zelten aussehen, die auch wir in kürzester Zeit aufstellen sollen, da man alle Lazarette um die Hälfte vergrössern will. Wir entsandten unseren Ober-Sanitär auf diesen Befehl hin nach Charbin, um alles Nötige in Eile zu kaufen oder sich zum Teil aus den Beständen des Roten Kreuzes aushändigen zu lassen. Nun leben wir in Erwartung der endlichen Evakuation unserer Genesenen, die eine so grosse Anzahl schriftlicher Bescheinigungen und Ausweise erfordert, dass sie sich bereits acht Tage lang hinzieht. Wir müssen uns in den ungemütlichen, feuchten Räumen, die eine modrige Luft erfüllt, der Lektüre von Zeitungen widmen, die teilweise sechs Wochen alt sind. Dazu herrscht drückende Schwüle und die Insektenplage hat so zugenommen, dass wir wenig Schlaf finden, obwohl wir uns mit Tüllschleiern bedecken. Abends ist das Brennen eines Lichtes unmöglich, weil Tausende von Käfern und Stechmücken angelockt werden. Auf der Veranda steht das Wasser so hoch, dass es nur durch das Schnitzwerk des Holzgeländers abfliesst. Vom jenseits der Eisenbahn gelegenen Dorf und den wenigen Verkaufsbuden sind wir abgeschnitten, der Brettersteg führt nur von unserem Hause bis zum Lazarett und von dort, noch schmaler werdend, zu den Wirt-

Überschwemmung im Dorfe Eho.

schaftsgebäuden. Durch kleine Nebenbretter haben wir Ausweichstellen geschaffen, weil Begegnungen auf die Dauer unvermeidlich sind. In der Mitte des Weges rauschen Wasserbäche ins Tal hinab, und mühsam arbeiten sich die Pferde durch den fusshohen Lehm, um Wasser aus dem Mudanzian herbeizuholen, das tiefbraun gefärbt und recht übelriechend ist.

24. August.

Ein wolkenloser Himmel spannt sich wieder über der Ebene aus, freundlich lacht die Sonne auf das Bild der Zerstörung herab. Seit 1901 hat man hier keine derartige Überschwemmung erlebt; die Inseln inmitten des Mudanzian sind verschwunden. Viele Chinesen sind obdachlos geworden. Der Fluss ist weit über seine Ufer hinausgetreten, das ganze Dorf steht unter Wasser; die Bewohner haben sich auf den umliegenden Hügeln in kleinen Wagenburgen verschanzt. Wir rudern im Boot die „Hauptstrasse" entlang. Ein heisser Brodem steigt aus dem Wasser auf, das allen möglichen Unrat mit sich führt, und nur das malerische Moment lässt uns den starrenden Schmutz, das Elend der gleich Tieren vegetierenden Bevölkerung zeitweilig vergessen. Die Regengüsse haben auch schwerwiegende Verkehrsstörungen mit sich gebracht. Einige Brücken wurden fortgerissen, so dass die Eisenbahnlinie verlegt werden muss. Infolgedessen sind wir verurteilt, die genesenen Kranken weiter zu beherbergen und in grosser Einförmigkeit unsere Tage zu verbringen. Sehnsüchtig erwarten wir Zeitungen und Nachrichten aus der Heimat, und nur das beständige Eintreffen von Depeschen bietet eine kleine Abwechslung. Wir sind verpflichtet, alle drei Tage vier Telegramme

abzusenden um die Zahl der Kranken- und Verpflegungstage anzugeben. Schon zum drittenmal besagt der Wortlaut: 130 Gesunde!

Obwohl wir den Kriegsereignissen näher gerückt sind, dringen wenige und ungenaue Berichte zu uns. Nachmittags gegen 4 Uhr trifft der Zug ein, der aus Wladiwostók die Zeitung bringt und unsere Post befördert, die regelmässig von einem Sanitär abgeholt wird. Die Züge in umgekehrter Richtung berühren Eho um die Mittagszeit, ein berittener Kosak nimmt die Briefschaften entgegen und liefert alles im Doktorat ab, das an einer Roten Kreuz-Flagge weithin kenntlich ist.

Vor einigen Tagen wurde in unserer Nähe ein aus 200 Betten bestehendes Lazarett aus Kiew eröffnet. Es ist aus den reichen Mitteln der Südwesteisenbahn zusammengestellt und war bisher im Süden tätig, den es nach den letzten Kämpfen mit grossen Verlusten an Wäsche und Vorräten verlassen musste. Wie wir hören, sind aus Charbin zahllose Züge abgesandt worden, um einen Teil der südlichen Lazarette in unsere Gegend überzuführen. Die etwa zwei Werst entfernte Station Eho ist zur Errichtung weiterer 1000 Betten bestimmt.

26. August.

Ein Arbeitstag reiht sich an den anderen, ohne sich wesentlich von dem vorhergehenden zu unterscheiden, nur die erschwerenden Umstände, unter denen sich die Tätigkeit vollzieht, erinnern uns daran, nicht in einer europäischen Klinik zu sein. An das Zusammenleben mit den Zopfträgern gewöhnt man sich nach kurzer Zeit; alles verliert allmählich den Reiz der Neuheit;

selbst die erst aufregenden Telegramme: „In einigen Stunden werden 200 Kranke eintreffen“ nimmt man mit ruhigem Gleichmut entgegen. Der Kapitän schreibt bei jeder Ankunft Namen und Regiment des Betreffenden nieder, ein Sanitär zählt die Effekten und bringt sie zur Desinfektion und dann ins Zeughaus, da über alles genau Buch geführt werden muss. Seit kurzem ist ein Evakuationsbeamter, ein alter Militärarzt, hierher beordert, der im Verein mit unseren Herren über das künftige Schicksal der Entlassenen entscheidet. Man schickt sie entweder wieder in die Front oder in ein hier errichtetes Erholungsheim, die Felduntauglichen kehren nach Russland zurück. Dreimal monatlich finden diese Kommissionssitzungen statt und ziehen sich einen vollen Tag hin. Sind die Würfel gefallen, die Abfahrt der Soldaten bestimmt, so muss erst das Eintreffen der Kleidung und Stiefel abgewartet werden; viele bringen kaum mehr als das Hemd, in dem sie liegen, mit. Anfangs machten wir selbst, um das Evakuieren zu beschleunigen, derartige Anschaffungen. Seitdem uns aber aus Charbin mitgeteilt wurde, die Entlassenen seien ohne Schuhwerk angekommen und hätten das Erhaltene unterwegs versilbert, sind wir weniger freigebig. Wie ich unser Wirken zusammenfasse — immer ist es dasselbe Bild: ein Krankentransport, dessen Höhe zwischen 50 und 200 schwankt, mehrere Tage fieberhafter Arbeit, bis alle Diagnosen gestellt, die wichtigsten Operationen und die Mengen schriftlicher Arbeiten erledigt sind. Sodann ein oder zwei Wochen ruhiger, klinischer Tätigkeit und der Verlauf beginnt von neuem.

Ich machte den vergeblichen Versuch, unseren braven

Vikenti, der sich im Doktorat als „Mädchen für alles" vorzüglich weiter bewährt, in der Operationsbaracke zu verwenden. Da sich auch keiner der übrigen Sanitäre für diesen Posten eignete, wählte ich einen besonders gewandten Plätter aus, um ihn als Operationsboy heranzubilden. Der schlank gewachsene neunzehnjährige Knabe heisst Tschimbu-tschin, nennt sich aber, wie dies allgemein üblich, nach seiner Vaterstadt „Tschi-fu". Schon als Kind ist er nach Wladiwostók geschickt worden, hat in den dortigen Geschäftshäusern gedient, das Plätten erlernt, und kann sich russisch verständigen. Mit dem den Chinesen eigenen Nachahmungstrieb erfüllt er unbewusst vom ersten Tag ab die Regeln der Asepsis gewissenhafter als mancher Heilgehilfe.

Allmorgendlich scheuert Tschifu die Baracke aus, seift die Wände ab, bereitet die verschiedenen Lösungen vor und erwartet mich im sauberen Operationskittel. Er hilft beim Schneiden der Verbandstoffe, richtet Pappschienen her, fertigt Gipsbinden an und darf sich bereits bei den Vorbereitungen im Operationsraum beteiligen. Beim Reinigen der Instrumente nenne ich ihm täglich die betreffenden Namen, so dass er sie zu unterscheiden lernt und in eiligen Fällen selbst in den Kocher legen kann. Auch das Sterilisieren der Wäsche und Verbandstoffe im Schimmelbusch-Apparat kann ich ihm anvertrauen. Da Tschifu die Uhr nicht kennt, bestimmt er den genau einzuhaltenden Zeitpunkt nach der Stellung des Zeigers. Frage ich ihn, „Tschifu, wann musst du die Kessel herausnehmen?" so antwortet er, mit dem Finger auf das Zifferblatt klopfend, „wenn der grosse Zeiger hier steht."

Der Zeitbegriff scheint bei den Chinesen ganz unentwickelt. Oft beurlaube ich Tschifu auf eine Stunde, doch es vergehen sicher drei, bis er zurückkehrt. Mit grösstem Erstaunen entgegnet er auf meine Vorwürfe, ob ich ihn denn früher erwartet hätte.

6. September.

Tage und Wochen rastlosen Schaffens liegen hinter uns. Jetzt erst sind wir in der Lage, unsere Mission im fernen Osten auszuführen und dem dem livländischen Feldlazarett vorausgegangenen guten Ruf gerecht zu werden. Die Kämpfe bei Liaojang haben unser stilles Eho mit einem Schlag verwandelt: aus der ruhigen, geordneten Kliniktätigkeit ist ein fieberhaftes Hetzen und Jagen geworden. Ursprünglich nur mit 200 Betten ausgerüstet, waren wir durch eine Depesche, die uns einen neuen Transport von 100 Kranken binnen 10 Stunden ankündigte, gezwungen, unser Hospital im genannten Zeitraum entsprechend zu vergrössern. Wie im Bienenstock schwirrten wir alle durcheinander, errichteten aus Bretterlagen, die an den Seiten von Böcken gestützt werden, Bettstätten für je fünf Mann, stopften Heusäcke und Kissen. Als die schrille Pfeife der Lokomotive ertönte, war alles zum Empfang bereit. Diesmal nahm das Heraufbefördern der Kranken eine geraume Zeit in Anspruch, weil die meisten auf Tragbahren gelegt werden mussten. Mein Mann hatte die Auswahl der Patienten selbst getroffen, indem er nach Charbin gefahren war, wo die Sanitätszüge 9 km hintereinander aufgereiht standen. So waren schon unterwegs viele Diagnosen gestellt und die Verteilung „hier chirurgische“ dort

Operation in der Döckerschen Baracke.

„innere Station" ging schnell von statten. Unsere neuen Ankömmlinge wurden je nach Bestimmung des Arztes gebadet und zur Operationsbaracke übergeführt. Ausser den üblichen Extremitätenschüssen kamen zahlreiche Oberschenkel- und Oberarmbrüche vor. Bald glich der Verbandraum einer Stukkaturwerkstatt, weil viele Eingipsungen erfolgen mussten. Die Kranken waren durch Blutverlust und Hunger so geschwächt, dass die Narkosen ohne jede Störung verliefen; daraus ging deutlich hervor, wie wenig die Soldaten dem Alkohol zugesprochen hatten. Kleinere Eingriffe lassen sie willenlos bei vollem Bewusstsein über sich ergehen, ein Beweis, wieviel körperliche Leiden so ein armes Menschenkind in der letzten Zeit ertragen haben muss. Einige Amputationen waren unaufschiebbar, und die Nacht wich schon dem Morgengrauen, als wir die erste Hilfeleistung einstellten. Das elektrische Licht hatte sich glänzend bewährt, nur verursacht der neben unserer Baracke aufgestellte Motor unausgesetzt ein Geräusch, ähnlich dem einer Dampferschraube, und da auch die Räumlichkeiten einem Schiff gleichen, der Boden infolge des Motors hin- und herschwankt, ist es leicht, sich in Gedanken auf den weiten Ozean zu versetzen. Die Petroleumdämpfe, mit denen der Apparat geheizt wird, benehmen oft den Atem; wir werden froh sein, wenn er in dem noch unvollendeten Keller verschwindet.

Endlich haben wir Gelegenheit, die Silberbehandlung, deren Erfinder der Geheime Hofrat Credé in Dresden ist, für die Kriegschirurgie in Anwendung zu bringen. Man legt die kleinen Tabletten, in sterile Gaze gehüllt, in die Wunde, eine herrlich einfache Methode. Die übelriechende

Jodoformgaze, die wir in Zukunft nur noch bei Tuberkulose gebrauchen werden, ist durch die geruchlose Silbergaze vollkommen verdrängt. Sie wird in grossen, viereckigen Stücken in Chemnitz hergestellt und steril verpackt. Ich schneide die Gaze in breite und schmälere Streifen, die ich in ausgekochten Gläsern verwahre. Auch die Seide und das Catgut sterilisiere ich mit Silber. In Glasgefässen, die mein Mann in Berlin zu diesem Zweck bestellte, liegt unser Nähmaterial eine Woche lang in milchsauerem Silber, wird dann am Sonnenlicht geschwärzt und in Alkohol aufgehoben. In der therapeutischen Abteilung lässt mein Mann bei Dysenterie Silberlösungen anwenden, die offenbare Erfolge erzielen. Man löst die Silbertablette in Wasser und verabreicht sie viele Mal täglich; ihrer verstopfenden Wirkung wegen erschien bei gewissen Formen von Typhus diese Methode ungeeignet.

Der Röntgen-Apparat ist nun auch in Kraft getreten, arbeitet vorzüglich und ist uns bei Schussverletzungen und Knochensplittern von grösster Wichtigkeit. Da er auf Tausende von Wersten der Einzige ist, bringen die Ärzte aus den Militärhospitälern ihre Patienten oft Tagereisen weit zur Untersuchung zu uns.

Für schwere Oberschenkelfrakturen liess mein Mann von unserem Tischler „Extensionsvorrichtungen“ an den Betten anbringen, die notwendigen Schienen und Winden hatten wir aus Europa mitgenommen.

Gestern benutzten wir zum ersten Mal nach langer Zeit eine freie Nachmittagsstunde zu einem Gang auf die Höhe des Bergrückens hinter unserem Lazarett. Meilenweit deckt halbmeterhohes Haselnuss- und Eichenbusch-

werk die Fläche, ein breiter Feldweg führt in etwa drei Stunden nach Ningutá. Kaum hatten wir uns $^1/_2$ Stunde vom Lazarett entfernt, als uns ein derartiger Wolkenbruch überraschte, dass wir, bis auf die Haut durchnässt, nur mühsam auf dem im Nu durchweichten Lehmboden heimwärts rutschen konnten, brachte uns doch ein jeder Schritt um die Hälfte wieder zurück. Zudem verfolgte uns ein ganzes Mückenheer, kroch unter die Kleidungsstücke, in Nase und Ohren. Ich habe ein verschwollenes Gesicht davongetragen; man scheint sich darein ergeben zu müssen, auf den von uns angelegten Bretterstegen durch beständiges Hin- und Hergehen die gewünschte Bewegung zu erzielen. So verleben wir nach schweren Arbeitstagen unsere Erholungsstunden in der Mandschurei!

8. September.

Die Schilderungen unserer verwundeten Offiziere über die Schlacht von Liaojang sind erschütternd. Sie klagen nicht über die schmerzhaften Wunden, nur das Bewusstsein drückt sie, dem Feind wieder unterlegen zu sein. „Wenn wir die Schlacht bei Liaojang wirklich verloren hätten", sagte ein blutjunger Leutnant, dessen Arm im Gipsverband lag, „aber wir hatten ja gesiegt und mit Ingrimm vernahmen wir den Befehl zum Rückzug".

Wir horchten erstaunt auf und baten ihn, näheres zu erzählen, wussten wir doch, dass Liaojang geräumt worden war und Kuropatkin nur einen glänzenden Rückzug ermöglicht hatte. „Ja", fuhr der Offizier fort, „wir haben Liaojang verloren, aber deshalb, weil wir gesiegt haben! Sie wissen, wir hielten die inneren Befestigungen ohne zu wanken und zu weichen. Die Japaner konnten

keinen Schritt weiter vorrücken. Im Osten machte General Kuroki seine grosse Umgehung unseres linken Flügels und überschritt den Taidzyho; er konnte dies unbehelligt tun, denn Kuropatkin hatte ihm eine ausgezeichnete Falle gestellt. Er erwartete ihn im Rücken von Liaojang, wo die Japaner ein langes Tal durchschreiten mussten. Zwei Regimenter unter dem Befehl des General O. waren am Ausgang dieses Tales aufgestellt worden. Beim Nahen des Feindes sollten sie zurückweichen, so dass Kuroki in ein furchtbares Kreuzfeuer gekommen wäre. Kuroki, der um 2 Uhr da sein musste, blieb aus. Infolgedessen drang der ungeduldige General O. vor, wurde von Kuroki geschlagen, und da ihn die Japaner nicht verfolgten, war der ganze Plan verloren. Nun liess der Oberbefehlshaber sofort alle Befestigungen von Liaojang räumen, unser Rückzug begann, der übrigens vom Feind nicht gestört wurde. Warum aber war Kuroki nicht in die ihm gestellte Falle gegangen? Denken Sie sich, japanische Gefangene haben uns erzählt, die Munition der Japaner sei fast völlig verschossen gewesen und deshalb habe Kuroki Befehl gehabt, nach dem Übergang über den Fluss nicht weiter vorzurücken. Ja, Marschall Oyama hätte bereits, die Aussichtslosigkeit einsehend, den Befehl zum Rückzug gegeben und diesen erst widerrufen, als er erfahren habe, wir Russen räumten das Feld. Mit Hilfe der chinesischen Spionage kannten die Japaner ja immer unser Vorgehen besser als wir das ihre. Und wir hatten noch genügende Munition!“ Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust des Schmerzgepeinigten. Wir schwiegen —; entsprach die Schilderung des jungen Offiziers der Wahrheit, so

hatte das Schicksal der Schlacht, ja vielleicht des Feldzuges, an einem missverstandenen Befehl gehangen und es war nur der Akt übertriebener Tapferkeit eines Generals, der in der Geschichte Russlands einen entscheidenden Wendepunkt herbeiführte.

Erst wenn dieser furchtbare Krieg beendet sein wird, werden wir erfahren, ob sich wirklich in jenen Stunden das Geschick so unbarmherzig gegen die russischen Waffen wandte.

12. September.

Die letzten Tage führten einen unerwarteten Witterungsumschlag herbei. Man kann sich nicht genugsam über dies heimtückische, nach jeder Richtung exzentrische Klima wundern. Nachdem es ununterbrochen „Strippen" geregnet hatte, wie der Berliner sagt, grüssten uns gestern beim Erwachen die ersten Schneefirnen. Eisig blies der Sturm durch die tausend Ritzen und Fugen unserer Wohnhäuser und das Wasser floss in kleinen Bächen durch die undichten Fensterbänke. Der traurigste Anblick erwartete mich in der Operationsbaracke. Infolge des aufgeweichten Erdbodens hatte sie sich gesenkt, Fenster und Türen klafften, der Regen sickerte hindurch, und wir mussten wohl oder übel von jeder Operationstätigkeit absehen. Die Sachverständigen erklärten, vor Monatsfrist sei ein Setzen von Öfen undenkbar. Heute schafften wir alle hier befindlichen grossen Lampen herbei, und diese, im Verein mit einem aus Berlin bezogenen Petroleumofen, gestatten uns, die armen Patienten nicht länger ohne Hilfe zu lassen. Die nicht von Schmerzen gequälten Kranken haben sofort bei Eintritt der Kälte den Winterschlaf angetreten. Bis über die Ohren in ihre

warmen Decken gehüllt, vermag sie nur eine Mahlzeit oder der Besuch der Ärzte dem süssen Schlummer zu entreissen. Gern würden wir ihrem Beispiel folgen, zumal der plötzliche Umschlag auf 2 Grad uns allen eine heftige Erkältung gebracht hat. Wir fürchten, schweren Zeiten entgegenzugehen; die bisher als Wohnstätte für Sanitäre und als Wäschehaus benutzten Zelte sind einer derartigen Witterung nicht gewachsen, Steinhäuser jedoch nicht in genügender Menge vorhanden. Wir werden unsere Döckersche Baracke wohl in Monatsfrist der Kälte wegen verlassen müssen. Sollten wir wirklich das dann fertiggestellte Lazarett beziehen, so würden wir bezüglich der Räumlichkeiten über eine für Kriegsverhältnisse erstklassige Klinik verfügen. „Allein uns fehlt der Glaube". Je weiter die Jahreszeit vorrückt, desto brennender werden alle diese Fragen, desto schwieriger unsere Aufgabe. Da ein Winterfeldzug geführt werden soll, wird es an Arbeit nicht mangeln. Gestern traf ein Telegramm des Oberbevollmächtigten des Roten Kreuzes auf dem Kriegsschauplatz, Kammerherrn Exzellenz von A. folgenden Inhaltes ein: „Ich werde alle Massregeln ergreifen, um zu erreichen, dass in Ihr herrlich ausgerüstetes Lazarett nur schwere Kranke geschickt werden, die ernster chirurgischer Hilfe bedürfen. Ich bedauere lebhaft, dass bisher Ihre Einrichtungen so wenig ausgenutzt wurden. Ich bitte dringend um häufige Nachrichten."

Wir werden in den nächsten Tagen wieder 100 Genesene entlassen.

VII.

Zum Stillen Ozean.

2. Oktober.

Nach der blutigen Schlacht von Liaojang waren alle Lazarette von der Schlachtlinie bis nach Irkutsk und Nikolsk in angestrengtester Tätigkeit gewesen. Jetzt trat, wie gewöhnlich, eine Pause in der Arbeit ein, so dass wir den schon lang gefassten Plan, einen Ausflug nach Wladiwostók zu unternehmen, verwirklichen konnten. Ein günstiger Zufall kam uns zu Hilfe. Wir erhielten eine Depesche des uns befreundeten Kapitäns zur See von K. aus dem Skrydlowschen Stabe, der meinen Mann und mich bat, mit ihm zu reisen, da er von Charbin nach Wladiwostók versetzt sei. Obwohl uns nur zwei Stunden bis zum Abgang des Zuges zur Verfügung standen, bis dahin aber noch zahlreiche Vorkehrungen behufs Vertretung nötig waren, kamen wir rechtzeitig zur Abfahrt. Unser Reisegefährte erwartete uns in dem ihm eingeräumten Abteil I. Klasse, so dass die Fahrt sehr bequem von statten ging. Man nimmt sogar auf kurze Strecken Tee, Zucker, Gläser u. s. w. mit und lässt sich auf den Stationen nur kochendes Wasser geben, da alles hier Käufliche

den Europäern nicht zusagt. Auch versorgt man sich für den Aufenthalt im Hotel mit eigenen Decken, Kissen und Wäsche; freilich wird das Handgepäck dadurch etwas umfangreich. In Russland werden auch in der II. Klasse während der Nacht nur vier Personen in einem Abteil untergebracht; die aufklappbaren Rückenlehnen bilden eine obere Etage, so dass, wie im Schlafwagen, jeder ausgestreckt ruhen kann.

Unser Zug rollte durch weite Strecken Ackerlandes; bekanntlich ist die Nord-Mandschurei die Kornkammer des Ostens. An sumpfigen Stellen deckte mannshohes Wollgras gleich einem weichen, weissseidenen Tuche die Fläche. Hier und da flatterten Fasanen erschreckt empor. Ehe die Bahn erbaut war, bevölkerten Fasanenheere diese Gegend. Man schätzte sie so wenig, dass sie für 15 Kopeken das Paar verkauft wurden.

Die Gegend bis Pogranitschnaja, der russischen Zollstation, bietet eine wunderbare Wiederholung der Bergfahrten über den Jablonoi und das Chingangebirge. Tunnel auf Tunnel verbindet die durch steile Felshöhen getrennten Täler. Um Zeit zu ersparen, hat man bisher nur das Gewölbe fertiggestellt und einen eingleisigen Schienenweg durchgelegt. Die andere Hälfte des Tunnels füllen noch riesige Steinmassen, die leicht zu beseitigen sind, sobald das zweite Geleis erforderlich wird. Herrliche Ausblicke wechseln einander ab, Aufschüttungen von 50 Metern und mehr führen von einem Berg zum anderen. Überall hatten die Wolkenbrüche der letzten Wochen grosse Verwüstungen angerichtet. Vier Eisenbahnbrücken wurden zerstört, schwere Eisenbauten bis 200 Schritt weit fortgetragen, unzerrissen hing der

Schienenstrang tief über das Wasser hinab. Da der Verkehr nicht lange unterbrochen bleiben konnte, legten Ingenieure mit erstaunlicher Schnelligkeit Nebengeleise über den Sumpf; mit äusserster Langsamkeit ging der Zug über die unsicheren Stellen.

Früh am Morgen trafen wir in Pogranitschnaja ein und betraten hier wieder die Grenzen des russischen Reiches. Im einfachen Wartesaal eroberten wir einen Platz neben einer vielköpfigen Kinderschar, deren geplagte Mutter das kürzlich geborene Jüngste einem Soldaten übergab, um die hungrigen Magen der anderen befriedigen zu können. Mit leisem Wiegenlied versuchte der Vaterlandsverteidiger seiner friedlichen Tätigkeit nachzukommen.

Als wir den hübschen Datschenort verlassen hatten, zogen Gemüsegärten, Felder und Heuschläge an uns vorüber. Seit wir wieder in Russland sind, erfreut sich unser Auge an der neu auftauchenden landschaftlichen Kultur.

Nun erschienen in der Ferne die Kuppeln der Kathedrale von Nikólsk-Ussuriisk, dem Knotenpunkt der drei Richtungen Charbin—Wladiwostók—Chabarówsk. Innerhalb der letzten Jahre hat sich diese bedeutende Station an der Ussuri-Bahn, die den Eingang zu der fruchtbaren Mandschurei bildet, ausserordentlich schnell entwickelt. Sie ist die südlichste Niederlassung Sibiriens und die grösste Garnison des Amurgebietes. Augenblicklich ist Nikólsk Hauptzentrale für die Kranken und Verwundeten der östlichen Abteilung des Roten Kreuzes. Etwa 7000 Krieger werden hier in 36 Lazaretten verpflegt.

In Nikólsk wurde unserem Zuge als erstes Zeichen beginnender Zivilisation ein Speisewagen angehängt, in dem uns die Leckerbissen des Meeres, Crevetten, Lachs und Austern, begrüssten. Es hatten sich zahlreiche neue Passagiere eingestellt, da Nikólsk das Vergnügungslokal der Wladiwostóker ist. Sie bleiben von Sonnabend bis Montag dort und besuchen Konzerte und Tanzgesellschaften, die in beschränktem Mass auch jetzt stattfinden.

Dicht hinter der Stadt wendete sich die Bahn nach Süden und stieg im Tal des Suiphun zu dicht bewaldeten Höhenzügen empor. Bei einer scharfen Biegung erblickten wir einen schmalen, glitzernden Streifen der Amurbai, die sich hier weit nach Norden erstreckt.

Während der letzten halben Stunde, ehe wir die Hafenstadt erreichten, fuhren wir am Meeresufer entlang. Auf der Landseite erblickten wir grosse Kohlenbergwerke. Die Kohle wird in kleinen Wagen unmittelbar aus dem Schacht der Bahn zugeführt. Wegen des starken Rauches, den sie entwickelt, ist sie nur zur Heizung von Lokomotiven, aber nicht für Kriegsdampfer verwendbar.

Freundlich schauten die schmucken Sommervillen der reichen Wladiwostóker von den grün bewachsenen Hügelketten herab. Auf der letzten Station sahen wir Petroleumlager, die innerhalb der Festung nicht angelegt werden dürfen.

Wir durchfuhren die Chinesenstadt, rollten unter einer Brücke hindurch, über die die Hauptstrasse führt und machten vor dem stattlichen Bahnhofsgebäude Halt, von dem uns mit grossen Buchstaben entgegenleuchtete: „Von Petersburg bis Wladiwostók 9876 Werst".

Wir hatten Asien durchquert und waren in Wladiwostók = „Beherrsche den Osten" angelangt.

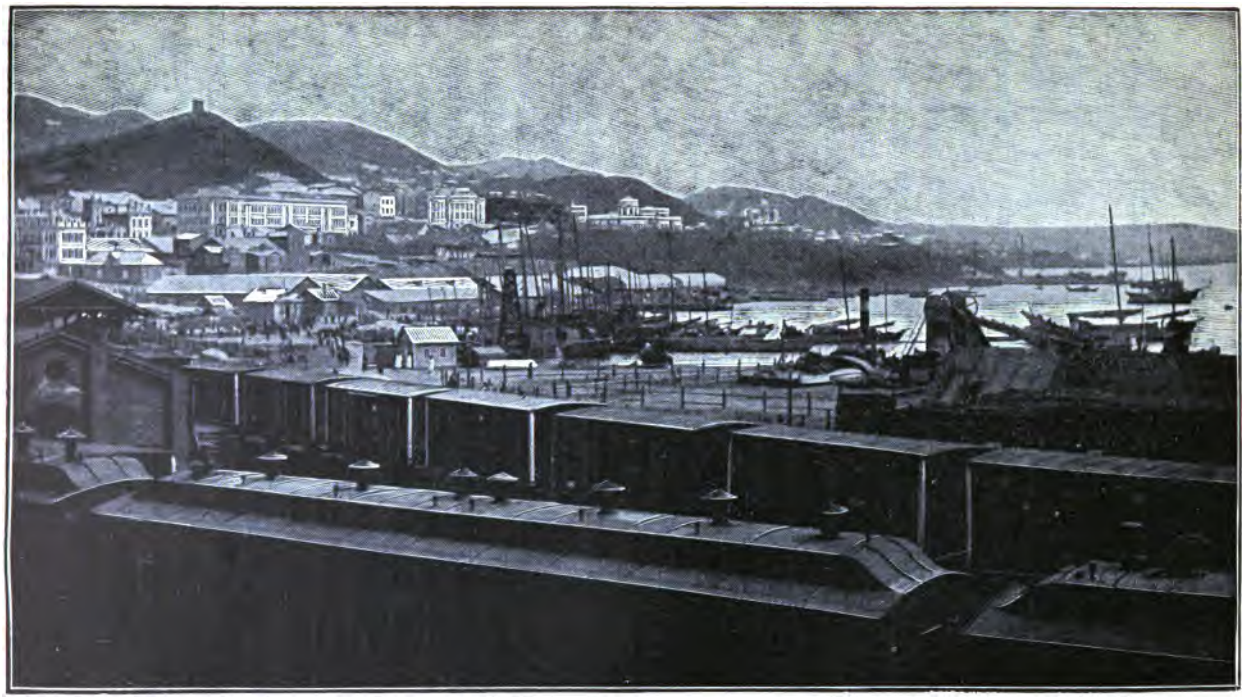
Unser Absteigequartier, das vorzüglich ausgestattete „Grand-Hotel", versetzte uns in eine Welt, die wir auf ewig verlassen zu haben glaubten. Am nächsten Morgen lockte uns goldiger Sonnenschein ins Freie. Wir verliessen die breite Landstrasse am Hafen und erklommen eine steile Höhe, die einen überraschenden Fernblick bietet. Am Südabhang grüner Berge, die die Bucht im Halbkreis umschliessen, von den weissen Türmen einer Kathedrale überragt, liegt die weit ausgedehnte Stadt. Der Innenhafen, das „goldene Horn", reicht wie ein langer Arm ins Land; Kriegs- und Handelsschiffe liegen vor Anker, koreanische Dschonken segeln vor der Brise. Alle Fahrzeuge sind während des Krieges schwarz gestrichen; weisse Wellenlinien sollen Felsen und Wogen vortäuschen. Bis auf einen schmalen Durchgang ist die Einfahrt in den Hafen durch Flösse mit Stacheldraht gesperrt. Während das innere Hafenbecken im Winter zufriert, so dass der Eisbrecher in Kraft treten muss, bleibt das Meer stets eisfrei. Die vielen Buchten machen Wladiwostók, das ausserordentlich an Lissabon erinnert, zu einem der besten Häfen der Welt.

Am Horizont taucht die Insel Askold inmitten des tiefblauen, regungslosen Ozeans auf. Südlich vom Hafen liegt die sogenannte „Russische Insel" mit zahlreichen Wohnhäusern und einem Lazarett. Sie besitzt ein natürliches Becken, das den grössten Schiffen Raum bietet und durch einen Kanal mit dem Meer verbunden ist. Merkwürdigerweise hat man vielen der in das Meer reichenden Landzungen Namen aus der griechischen Mytho-

Wladiwostók und „Das goldene Horn“ vom Adlersberg.

logie gegeben, auch spricht man vom „östlichen Bosporus“. Die Wladiwostók rings umgebenden Berge sind mit Forts befestigt, die eine Annäherung von der Seeseite wie vom Land aus unmöglich erscheinen lassen. Nördlich der Stadt, inmitten bewaldeter Höhen — man findet dort sogar streckenweise die Taiga mit grossem Jagdbestand — liegen Villenkolonien, da Wladiwostók in den Sommermonaten des Nebels wegen von den meisten Familien verlassen wird. Warme Winde, die über die kalte Wasserfläche streichen, senken sich als Nebel hernieder, die Wladiwostók mit einem etwa 15 km breiten Gürtel umschliessen. Hat man diese Grenze überschritten, so lacht die Sonne herab. Am schlimmsten sollen derartige Nebel in den japanischen Gewässern auftreten.

Rings um das Ufer des „goldenen Hornes“ zieht sich die Haupt- und Prachtstrasse der Stadt, die Swetlánskaja, auf die fast alle Nebenstrassen einmünden. Droschken, mit zwei bis drei Pferden bespannt, rollen auf dem guten Würfelpflaster, eine bunte Menge feingekleideter Damen, stattlicher Marineoffiziere mischt sich mit den ihre Waren ausrufenden Koreanern und Chinesen. Restaurants und Kaufhäuser bieten alles Gewünschte, nur die Preise sind entsprechend der erschwerten Zufuhr der Waren sehr hoch. Die stattlichen Neubauten zeigen hauptsächlich modernen Renaissancestil, beispielsweise die Post, das Admiralitätsgebäude, das Gouvernementshaus und ein reichhaltiges Museum für Völkerkunde. Der Marineklub ist von einem hübschen Garten umgeben, der sich terrassenförmig zum Strand hinabsenkt. In einem daneben liegenden Café, „dem Treff-



Blick auf Wladiwostók.

punkt der vornehmen Welt", spielt täglich eine Musikkapelle.

Vielfach sind es deutsche Firmenschilder, auf die der Blick fällt; unter ihnen steht das grosse Kaufhaus von Kunst & Albers, der oft genannte Wladiwostóker „Wertheim", an erster Stelle. Hier findet man alles, was das Herz begehrt, vom Wasserstiefel bis zum Harmonium, von der elektrischen Glocke bis zum geräucherten Hering, Geigen, Rheinwein, Wagenschmiere und Brüsseler Spitzen. Die Bedienung ist russisch, deutsch und koreanisch. Bank und Auskunftsbureau sind in besonderem Gebäude untergebracht. Gegenüber dem grossen Häuserkomplex steht das schöne Wohn- und Vereinshaus für die Angestellten der Firma; Billard, Tanzsaal, alles ist dort vertreten. Ein zweites Geschäft befindet sich in der Matrosenvorstadt.

Eine kleine evangelische Kirche, das Institut für orientalische Sprachen, Knaben- und Mädchengymnasium und das Marinehospital liegen in der Marinevorstadt. Übrigens sind wegen der unruhigen Zeiten beide Gymnasien zeitweilig nach Werchne-Udinsk, also auf 2400 km verlegt worden. In die neben dem Lazarett befindlichen riesigen Trockendocks ist der Eintritt streng verboten.

Über den belebten Wochenmarkt, auf dem Koreaner und Chinesen ihre Waren feilbieten, schritten wir zur Anlegestelle der Dampfer, die zweimal am Tag die bekannten Quaifahrten machen. Die Rundfahrt dauerte $2^1/_2$ Stunden und brachte uns an verschiedene interessante Punkte, z. B. auf die russische Insel, die dem Ausgang des Hafens quer vorgelagert ist.

Herrliches Wetter lag über dem Stillen Ozean, die

blaue Bucht hob sich wunderbar von den sie umgebenden Bergen ab, im ersten Herbstrot schimmerten die Baumkronen. Dicht am Uferrand rollte ein Eisenbahnzug durch die Landschaft, zuweilen schien es, als umspielten die Wellen die Wagenräder.

Dank der Vermittelung eines uns befreundeten Arztes wurde uns die Besichtigung der stark beschädigten Kreuzer „Rossia" und „Gromoboi" gestattet. Um zehn Uhr morgens brachte uns eine Schaluppe an Bord der „Rossia". Obwohl wir Photographien der zerschossenen Schiffe gesehen hatten, war das Bild der Zerstörung erschütternd. Nur der unter Wasser befindliche, durch Panzer geschützte Teil ist unversehrt geblieben, ein Beweis, dass eine höhere Panzerung, wie sie die Japaner haben, nötig ist. Parallel der Wasserlinie beginnen die zahlreichen Durchlöcherungen. Die eisernen Wandungen sind nach innen gebogen, gleich Papierfetzen hängen sie herab oder rollen sich zusammen. Am schlimmsten ist die Steuerbordseite mitgenommen, grosse Öffnungen, in denen ein Mann aufrecht stehen kann, gähnten uns entgegen. Von den Schornsteinen ist die Hälfte abgerissen. Die Splitter der platzenden Granaten haben genügend Kraft, dicke Eisenplatten zu zerschlagen und zollstarke Eisengeländer zu verbiegen, so dass es verständlich ist, wie ein haselnussgrosser Splitter, nachdem er einem Offizier den Schädel durchgeschlagen und einem zweiten durch die Brust gefahren war, erst bei einem dritten in der Lunge stecken bleiben konnte. In einzelnen Räumen haben Brandschäden gewütet, die, an Ölfarbe und Linoleum reichlich Nahrung findend, gefährlichen Umfang annahmen. Die Torpedokammer mit

den verderbenbringenden Geschossen war durch einen glücklichen Zufall vor grosser Gefahr bewahrt worden. Ein Geschoss schlug in den Fockmast, ohne zu explodieren, und fiel durch den Hohlraum in die Torpedokammer hinab, ohne auch hier zu explodieren, sonst wäre ein Unheil von unberechenbarem Umfange unvermeidlich gewesen. Und wie sah der Kajütensalon aus! Weder Stühle noch Tische waren heil geblieben, die Wände wie ein Sieb durchlöchert, und doch hatten fünf Matrosen mutig am Feuerlöschkran im Raum aushalten müssen, zwei von ihnen mussten die Tapferkeit mit dem Leben bezahlen.

Während des Kampfes bleibt der über dem Wasser liegende kleine Operationsraum nebst den sauber eingerichteten Krankenzimmern wegen der den feindlichen Geschossen ausgesetzten Lage unbenutzt, und die Badestube in der Mitte des Schiffes dient als Verbandraum. Grosse Sterilisatoren versorgen dort angebrachte Behälter mit destilliertem Wasser und antiseptischen Flüssigkeiten. Die Verletzungen waren fast ausschliesslich sehr schwerer Art, und im Gegensatz zu unseren Erfahrungen im Landheer, die Wunden meist vereitert.

Auf dem exponierten, dicht über dem Bord stehenden Entfernungsmesser war jedem Matrosen der Tod gewiss. Im Laufe der fünf Kampfesstunden gingen acht Matrosen auf den Platz, um den eben gefallenen Kameraden zu ersetzen. Auch in den Kommandoturm sind Splitter gedrungen, von dort aus leitete der Admiral mit vier Offizieren den Kampf, neben ihm fiel der erste Steuermann. In verschiedenen Farben sind die auf dem Schiff befindlichen Geschütze in diesem Turm bezeichnet, so

dass durch einen Fernsprecher ihnen jederzeit Befehl erteilt werden kann, hier- oder dorthin Schüsse abzugeben. Da die Panzer möglichst schnell wieder seetüchtig gemacht werden sollen, hat man ausser den Matrosen eine Menge chinesischer Arbeiter angestellt; ein dröhnendes Hämmern und Klopfen empfing uns in den unteren Räumen. Die langsame Arbeit der Chinesen erschwert den Russen die Kriegführung bedeutend. Russische Handwerker, die hierher auswanderten, sind meist solche, die in der Heimat kein Fortkommen fanden. Im unteren Schiffskörper zeigte man uns einige Minen, die, wie man sagte, noch manchem das Leben kosten werden; an den benachbarten Küsten sind viele versenkt, deren Lage man nicht kennt, weil sie der Sturm losgerissen hat, so dass man nach Friedensschluss auf einen Zeitraum von drei Jahren rechnet, bis das Meer wieder vollkommen frei sein wird.

Um 12 Uhr vereinte die Offiziere und uns ein Frühstück im erhalten gebliebenen Mittelraum. Fast alle der Anwesenden hatten den Kampf mitgemacht, viele Kameraden fallen sehen. Die Beschreibungen der jüngsten Schlacht liessen uns erschauern.

Der interessanteste Schmuck des Raumes war eine Handzeichnung des Deutschen Kaisers, zwei allegorische Figuren darstellend, deren eine ein goldenes Kreuz emporhält, mit der Unterschrift: „in hoc signo vinces. W. 1897—98."

Gegen Abend fuhren wir zu kurzem Besuch nach dem „Gromoboi" hinüber. Hier waren die Reparaturen bedeutend weiter vorgeschritten. Mein Mann hatte Gelegenheit, sich an der Röntgenkonsultation zahlreicher

Offiziere und Matrosen zu beteiligen; es wurde bestimmt, ob etwaige noch im Körper steckende Splitter entfernt werden oder liegen bleiben sollten.

Um die Zeit des Sonnenunterganges versammelte sich die Mannschaft zum Abendgebet an Deck, es wird nicht gesungen, sondern nach Trompeten- und Trommelsignal steht alles barhaupt einige Sekunden still im Gebet. Dann ertönt ein Signal und das Abendessen beginnt. Jeder Matrose bekommt seinen Schnaps, in langen Reihen treten sie an den Eimer, neben dem eine Schale mit Schwarzbrotwürfeln steht. Er schöpft mit dem Mass aus dem Eimer — bald weniger, bald voll — je nach dem Appetit und nimmt einen Schwarzbrotwürfel als Aufbiss.

Wir wurden Vizeadmiral Jessen, der zum Abendgebet an Deck erschien, vorgestellt. Als er unseren Namen hörte, begrüsste er uns sehr freundlich und erzählte lachend, dass er sich genau erinnere, wie er als Knabe auf seinem kleinen Schlitten den Senfschen Berg in Dorpat herabgesaust wäre und sich am Hause unseres Onkels eine tüchtige Beule an der Stirn geholt hätte.

Spät abends brachte uns die von 16 Mann geruderte Schaluppe an Land und im Dunkel verschwanden die schwarzen Kolosse, die, von keinem Licht erhellt, wie leblos dalagen.

Um uns die Befestigungen der umliegenden Höhen zu zeigen, führte uns der Kommandant von Wladiwostók, ein uns befreundeter Balte, zu den dort befindlichen Batterien. Wir sahen die riesigen Steil-, wie auch die kleinen Schnellfeuer-Geschütze, grosse Pulvervorräte, die in Blechgefässen in Apfelspiritus verwahrt werden, und genossen eine viel umfassendere Aussicht auf die Stadt

als vom Adlersberg. Jede Batterie hat drei Entfernungsmesser zur Feststellung der Entfernung vorüberfahrender Schiffe. Auch die Feuerwache der Festung, die dem Kommandanten untersteht, besichtigten wir; Pferdeställe, Spritzenhaus sowie die Räumlichkeiten der Mannschaften blitzten von Sauberkeit.

Am Abend holte uns der liebenswürdige Kommandant mit seiner Equipage ab, um uns die letzte der Sehenswürdigkeiten zu zeigen, den Scheinwerfer auf dem südlichsten Punkt der Halbinsel, der äussersten Spitze des russischen Festlandes im fernen Osten. In sternenklarer Nacht fuhren wir an Trancheen und Batterien vorbei zu jenem Apparat, der mit einer Lichtstärke von 7 Millionen Kerzen seine Strahlen weit hinausleuchten lässt.

Ein eigentümliches Gefühl erfasste uns, als wir hinabblickten auf die leise rauschenden Wogen des Stillen Ozeans; hell leuchtete eine fern auf den Wellen schaukelnde Schaluppe auf, wie vom Feuerzauber waren alle einzelnen Teile umflossen. Ein jedes Fahrzeug wird mit dem Scheinwerfer verfolgt; sobald es sich in die Nähe wagt, werden Schüsse abgegeben, die es zum Stillstand zwingen. Die Lokomobile, die den riesigen Motor betreibt, ist in einem nahegelegenen Holzschuppen aufgestellt; trotz der hier herrschenden unglaublichen Hitze schliefen die sich ablösenden Soldaten friedlich in demselben Raum.

Wir beschlossen unsere Wladiwostóker Ferientage mit dem Besuch des chinesischen Theaters. Das Haus war gepfropft voll, da die Chinesen ihre letzten Kopeken theatralischen Genüssen opfern. Nur die „Fremdenloge" fanden wir unbesetzt, fünf Plätze des ersten Ranges, von den übrigen durch ein weisses, über die Ballustrade ge-

legtes Tuch unterschieden, auf dem Teetassen standen. Die Vorstellungen beginnen bereits am Mittag und erreichen gegen Mitternacht ihren Höhepunkt. Dann erst entfaltet man eine reiche Pracht der Gewänder, und die dröhnende Musik gestaltet sich zu einem Höllenlärm.

Chinesische Schauspieler.

Inmitten der Bühne, deren einziger Schmuck ein Spiegel ist, sitzt das Orchester. Ich muss gestehen, dass gegenüber solchen Tönen die lautesten Fanfarenklänge Grabesstille bedeuten, zeitweise schwanden uns die Sinne. Dem Stück lag ein Kriegsthema zugrunde; mit Schwertern und Spiessen bewaffnet wirbelten die Chinesen in wildem Kampf durcheinander, wobei sie eine ausserordentliche Beweglichkeit und Anmut entwickelten. Besonderen

Beifall fand eine geschmeidige kleine Komikerin, deren offenbar witzige Bemerkungen Beifallsstürme und Geheul ernteten. Zum Schluss drehte sich die ganze Truppe in Purzelbäumen durcheinander, wir sahen Szenen, die die Darbietungen im Wintergarten oder Zirkus weit übertrafen. Ein schmaler roter Theaterzettel mit schwarzen Hieroglyphen wurde von den Besuchern fleissig studiert; wir nahmen ihn zum Andenken mit.

4. Oktober.

Mit vielen Kisten beladen, die ausser manchen Einrichtungsgegenständen für das Lazarett auch Essvorräte, Schinken und Wurst enthalten, eilen wir wieder dem Ort unserer Tätigkeit entgegen. Inmitten schwerer Arbeit werden wir oft an die herrlichen Tage in Wladiwostók, jener Stätte europäischer Kultur am östlichsten Ende des asiatischen Riesenerdteiles, zurückdenken.

VIII.

Die letzten Wochen in Eho.

10. Oktober.

Bei unserer Rückkehr aus Wladiwostók erwarteten uns die „Getreuen" Vikenti und Tschifu freudestrahlend am Bahnsteig. Sie hatten die Pforten des Doktorats mit riesigen Büschen herbstlich gefärbten Laubes zum Empfang geschmückt. Da es in den Zimmern empfindlich kühl war, breiteten wir den mitgebrachten, handgeknüpften Teppich aus, der von Strafarbeitern auf Sachalin gearbeitet ist. Auf rotem, bunt gemusterten Grund trägt er die Inschrift: „Strafarbeitshaus Insel Sachalin". Sogleich bekam der Raum ein wohnliches Aussehen; als wir ausser dem Esstisch noch einen Schreibtisch für meinen Mann hergerichtet hatten, die Eisenkoffer mit einer dünnen selbstgefertigten Seegrasmatratze in ein Sofa umwandelten und vor dem Fenster einen bequemen Triumphstuhl aufstellten, fanden wir es sogar recht gemütlich. Die weissgetünchten Wände schmückten wir mit chinesischen Wandmalereien und Ansichtskarten aus der fernen deutschen Heimat, denen sich vor einigen Tagen sogar der Kartengruss eines befreundeten Stabsarztes vom südafrikanischen Kriegsschauplatz zugesellt hat.

Wir waren erst wenige Tage daheim, als die ersten Meldungen über den Beginn grosser Schlachten bei Jantai und am Schaho zu uns drangen. Gleichzeitig traf ein Telegramm mit der Bitte ein, das Lazarett bis auf 400 Betten zu erweitern. Nachdem die Platzfrage kurz erörtert worden war, schickte der Fürst eine Depesche ab, wir wären zur Aufnahme bereit. In der Tat, Raum konnte geschafft werden, indem die Betten dicht zusammengeschoben und grosse „Brass" aufgeschlagen wurden, der hiesige Oberst uns ausserdem noch einen unfern gelegenen Raum zur Verfügung stellte. Bald hatten wir die stattliche Anzahl von 362 Kranken, die gewaschen, gebadet und zum Teil operiert werden mussten. Es galt in grösserem Stil zu helfen und gern trug jeder das Seinige bei, den erhöhten Anforderungen gerecht zu werden.

Ein besonderes Offiziershaus — wir haben augenblicklich 25 Offiziere — ward eingerichtet. Es lässt sich denken, welche Schwierigkeiten dem Personal infolge dieser „Dependenzen" erwachsen. Ein Sanitär ist von Früh bis Abend beschäftigt, die Speisen hin und her zu tragen, ein zweiter muss das nötige Verbandmaterial herbeischaffen. Die meist grundlosen Wege und die schon früh hereinbrechende Dunkelheit, die das Tragen einer Laterne bedingt, sind äusserst hinderlich.

Grosse Sorge macht uns die Wäschefrage. Wenn das Krankenmaterial verhältnismässig so stark wechselt wie bei uns, ist der Verbrauch zeitweise ein gewaltiger, so dass unsere 18 Chinesenwäscher nicht mehr Schritt halten können.

An operativen Fällen mangelt es wieder, eine Erscheinung, die durch die Lage Ehos vollauf erklärt ist.

Unsere Hauptaufgabe, in der uns das herrliche Klima wunderbar unterstützt, besteht im Pflegen der Typhösen, Dysenteriker und „Schwachen". Auch die Leichtverwundeten erholen sich sichtlich und freudig verkündigte gestern die Kanzlei, dass — Mittag- und Abendessen inbegriffen — bisher 60000 Mahlzeiten verabreicht worden seien. Unserem chinesischen Koch aus Kanton und der umsichtigen Leitung der Küchenschwestern ist es zu danken, dass weder Offiziere noch Soldaten, ja wir selber kaum merken, dass Grütze, Makaroni, Reis, Butter und manches andere zur Neige gegangen ist.

16. Oktober.

Der Herbst in der Mandschurei, der gewöhnlich Mitte September beginnt und bis Anfang November dauert, ist von unbeschreiblicher Schönheit. Die übermannshohen Gaoljanfelder, die den Fernblick störten, werden abgemäht und ungehindert schweift das Auge über die weiten braunen Flächen. An den Rainen, zwischen niedrigen Haselnussbüschen und dem rötlichen Laub der Zwergeichen blühen lila und weisse Astern, spriesst blauer Enzian empor. Kurz vor Sonnenuntergang beginnen die Bergketten, die in der durchsichtigen, klaren Herbstluft greifbar nah erscheinen, im Alpenglühen zu leuchten. Die Fluten des Mudanzian, die das blaue Himmelszelt wiederspiegelten, gehen nun in schimmerndes Silbergrün über. Wenn die Feuerkugel hinterm Horizont verschwindet, taucht sie Höhen und Felder in flüssiges Gold, das nur allmählich in tiefdunklem Violett erlischt.

Zu unserem grössten Erstaunen entdeckten wir auf einem der abendlichen Gänge ein kleines mandschurisches

Dorf, das bisher hinter hohem Gaoljan vollkommen versteckt gelegen hatte, so dass wir, ohne es zu bemerken, häufig in allernächster Nähe daran vorübergegangen waren. Dieser „Bazar" wie uns Tschifu belehrte, besteht aus einer Strasse, die von beiden Seiten von Buden eingefasst ist. Die verkäuflichen Waren — es ist alles für den Chinesen Notwendige hier zu haben — liegen auf Ladentischen inmitten der Strasse ausgebreitet. Höchst amüsant war ein Delikatessenhändler und „Traiteur", der neben Maiskörnern, Lauch und anderen Leckerbissen gebratene Vögel feilbot. Sie lagen auf einstmals weiss gewesenem Papier und zwei Holzstäbchen luden zum Zugreifen ein.

Offenbar ist noch nie ein Photographenapparat in jene Gegenden gedrungen, denn als wir uns anschickten, die versammelte Menge aufzunehmen, zerstob sie in alle Winde, und es kostete viele Mühe, die erschreckten Gemüter zu beruhigen. Besonders ängstlich zeigten sich die Frauen; eine allerliebste „Lindenwirtin", die vor ihrem Gasthof stand, mit langen Pfeilen im Haar und silbernen Schmuckgehängen, verschwand trotz allem Zureden auf Nimmerwiedersehen im Hause.

Die Mandschufrauen nehmen eine achtunggebietendere Stellung als die Chinesenfrauen ein, von denen sie äusserlich durch die unverstümmelten Füsse leicht zu unterscheiden sind.

Kürzlich hatten wir Gelegenheit, uns von der Tüchtigkeit eines chinesischen Arztes zu überzeugen. Einer unserer Wäscher hatte einen schmerzhaften Grützbeutel und erbat in unserem Lazarett Hilfe. Als er jedoch von einer kleinen Operation hörte, sank sein Mut und

er zog vor, den eigenen Wunderdoktor aufzusuchen. Wer beschreibt aber unser Entsetzen, als wir ihn am anderen Tage ohne Verband mit einer vollständig verschmutzten Wunde finden, aus der das Ende eines Stäbchens an die Luft schaut. Der Arzt hatte zwei Holzstücke in die Tiefe eingeführt, von denen das eine während des Schlafens abgebrochen war und nur noch der Splitter darin steckte!

18. Oktober.

Wir fürchten, falls die aus Riga bestellten Waggons mit Lebensmitteln und Bekleidungsstücken nicht bald eintreffen, fühlbaren Mangel leiden zu müssen. Mehl Butter, Salz und Zucker sind weder hier noch in Wladiwostók mehr käuflich. Fast noch schlimmer steht es mit der Holzfrage. Wenn auch tagsüber goldener Sonnenschein ist, so sinkt das Thermometer doch Nachts schon bis auf 10° C. Kälte herab und ein grosser Scheit nach dem anderen wandert in die gewaltigen Öfen. Häufig bläst schneidender Nordost, der, obwohl alle Türen mit Filz verschlagen sind und zwischen den Doppelfenstern Watteschichten liegen, den Weg durch die Mauerritzen findet. So ist wenigstens für Ventilation gesorgt, denn an die eingesetzten Winterscheiben, die der Luft nur durch ein kleines Kappfenster Zutritt gewähren, können wir uns gar nicht gewöhnen.

Im Hospital sind die Öfen, 22 an der Zahl, endlich gesetzt, doch scheinen sie noch nicht recht zu funktionieren. Wenn die Chinesen, die den Koloss aus Lehm und Backsteinen unter entsetzlichem Geschwätz kunstlos zusammenfügten, den Ofen zum ersten Mal heizen, strömt der Rauch in den Saal und mit Mühe entflieht der bezopfte Ofen-

setzer einer wohlverdienten Lynchjustiz seitens der armen, in dicke Wolken gehüllten Kranken. Der Mittelbau geht endlich der Vollendung entgegen. Morgen sollen die Öfen — diesmal von geschulten russischen Setzern erbaut — fertig sein, die elektrische Beleuchtung ist in allen drei Zimmern gelegt und nur neben der Dunkelkammer muss noch ein Röntgenkabinett aufgeschlagen werden; dann kommen Regale und Schränke in die Wäschekammer, so dass der Umzug vor sich gehen kann.

20. Oktober.

Heute war in unserer Garnison eine chinesische Kompagnie mit ihrem Oberst zu Gast, deren Standort das 23 Werst entfernte Ningutá ist, nächst Girin der wichtigste Handelsplatz der gleichnamigen Provinz. Die Offiziere machten auch unserem Doktorat Besuch; ihre Visitenkarten bestanden aus langen roten Streifen, mit schwarzen Schriftzeichen bedruckt.

Der gemeinsame Feind, der Chunchuse, führt ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem chinesischen und russischen Militär herbei. Chunchusen sind zucht- und gesetzlos im Lande umherstreichende Räuberbanden, die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt sind, so z. B. aus chinesischen Regimentern, die mit den militärischen Verhältnissen nicht einverstanden sind und gemeinsam mit ihren Offizieren desertieren. Mit den politischen Zuständen gleichfalls Unzufriedene und arbeitsscheues Gesindel schliessen sich ihnen an. Diese Rotten ziehen mordend und plündernd durch die Lande und lasten nicht nur auf den Europäern, sondern auch auf den Chinesen wie eine schwere Hand. Man hat bei den Chunchusenhäuptlingen Bureaus mit regelrechter Buch-

führung über Lösegelder und Abgaben gefunden. Chinesische Kaufleute, die ihre Waren ungefährdet über Land bringen wollen, haben dort Transportgeld zu entrichten, und reisen dann sogar unter dem Schutz der Chunchusen. Während des Krieges nehmen organisierte Chunchusenregimenter an kriegerischen Operationen teil, sie werden abwechselnd von Russen und Japanern angeführt.

In den letzten Tagen wurde, zwei Werst von uns entfernt, eine russische Patrouille überfallen. Sofort eilten Kosaken zu Hilfe, mehrere Chunchusen wurden erschossen, die übrigen entflohen in die Berge. Man fand bei einem der Räuber eine Potsdamer Gardekorpspistole mit der Jahreszahl 1850 vor; wir wollen sie nach Berlin zurückbringen. Wie mag sie in diese Hände gekommen sein? Die Chunchusen sind mit allen Waffengattungen versehen, vom Pfeil und Bogen, der Feuerschlossflinte bis zum modernen Gewehr. Einem Soldaten, dessen Rettung uns übrigens gelang, hatten die Chunchusen den Hals durchgeschnitten, ohne jedoch die Hauptschlagader zu verletzen und 72 Wunden am Leib beigebracht. Neulich überlieferte man unserem Lazarett zwei Chinesen, die am ganzen Körper mit glühenden Zangen misshandelt worden waren.

22. Oktober.

Zum erstenmal wohnten wir der Bestattung eines unserer Patienten, eines Tataren, bei. Nach muhammedanischer Sitte wurde er ohne Sarg beerdigt. Man hüllt den Leichnam vom Kopf und Fussende in je einen Sack ein, der, entsprechend den Verhältnissen, aus kostbaren oder minderwertigen Stoffen ist, und lässt ihn an zusammengerollten Tüchern in das Grab hinab.

Sehr feierlich war die Beerdigung eines am Typhus verstorbenen russischen Soldaten, dem die üblichen militärischen Ehren erwiesen wurden. Vor dem Hospital stand der nach russischer Sitte offene Sarg auf einem Holzgestell. Die Stirn des Toten umschloss ein Band mit dem Namen seines Heiligen, nach dem er getauft war, und verschiedenen Inschriften.

Die Altrussen pflegen Getreidekörner als Symbol der Auferstehung in den Sarg zu legen. Ihre Seele wandert, dem Vorbild Christi folgend, 40 Tage nach dem Tode auf der Erde umher, dann erst wird die erste Seelenmesse gelesen. Falls die Angehörigen beängstigende Träume quälen, müssen häufige Messen stattfinden; sind diese nicht nötig, so wird die Ceremonie erst nach Jahresfrist wiederholt.

Der Pope unserer benachbarten Kolonne hielt die Trauerfeierlichkeit ab. Er trug einen türkisblauen, mit Silber gestickten Überwurf. Mehrmals umschritt er den Sarg, das Weihrauchgefäss über dem Entschlafenen schwingend, tief melancholisch klangen die Sterbegesänge, die ganz dem Charakter des Volkes zu entspringen scheinen. Als der Deckel geschlossen wurde, ertönte ein Hornsignal; das griechische Kreuz, das wir aus schlichtem Holz jedem Entschlafenen zimmern lassen, ward emporgehalten und der Sarg auf den Bretterwagen gestellt. Unter beständig klagenden Weisen wurde er zur letzten Ruhestatt geleitet. Braun und dürr lag die weite unabsehbare Fläche, schöne Bergketten grüssten aus der Ferne herüber. Wie ein Geisterheer zog eine Kosaken-Abteilung in fliegendem Galopp an uns vorbei. Bald waren sie hinter dem Hügel ver-

schwunden, und wieder umgab uns die unendliche Einsamkeit, wie man sie nirgends grösser als in der Mandschurei empfinden kann. In diese Einsamkeit betteten wir den Toten, versenkten ihn in das Wasser, das hier den Grund jeden Grabes ausfüllt. Wieder blies das Horn, als der Sarg in der Tiefe verschwand, diesmal gaben die Soldaten Schüsse ab, dann ward das schlichte Kreuz aufgerichtet, auf das der einzige, der um ihn weinte, ein Freund des Toten, den Namen schrieb. Unwillkürlich mussten wir der vielen Tausende gedenken, über die sich im fernen Lande der Grabhügel wölbt, den nicht einmal ein Name schmückt und den niemals das Auge derer sehen wird, denen der Tote vielleicht das Liebste auf Erden war. Und weiter schweiften unsere Blicke hinüber zum Schienenstrang, auf dem die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ruhten, dem Weg nach Europa, der den Kampf zwischen der weissen und der gelben Rasse entfachte.

24. Oktober.

Wir haben infolge der eingetretenen kalten Witterung die Döckersche Baracke verlassen und sind ins Hospital übergesiedelt. Das grosse Operationszimmer mit riesigen Glasscheiben, der angrenzende Verbandraum, Röntgenkabinet, Dunkelkammer, Sterilisations- und Vorratszimmer genügen allen Anforderungen. Ein Sprachrohr verbindet uns mit dem Heizer des im Keller aufgestellten Motors, der allabendlich die Räume in hellem Licht erstrahlen lässt.

8. November.

Vor 14 Tagen war unser Kapitän von einer Reise nach Charbin mit der Nachricht zurückgekehrt, der Ober-

bevollmächtigte des Roten Kreuzes wünsche eine Beteiligung unserer Kolonne an den Vorgängen in der Front. Mein Mann brach sofort nach dem Süden auf, um sich persönlich mit der Leitung des Roten Kreuzes zu verständigen. Der heute endlich eingetroffene Brief setzt uns über seine wichtigsten Erlebnisse in Kenntnis:

Guntschulin, am 4. November 1904, abends.

. . . . . Eine verhältnismässig sehr schnelle Reise, $4^1/_2$ Tage, brachte mich zur alten ehrwürdigen Kaiserstadt Mukden, wo ich mich eines originellen Auftrages zu entledigen hatte. Mir waren in Charbin zehn Mönche vom Berge Athos und sechzehn Schwestern anvertraut worden und ich hatte die bunte Gesellschaft hier abzuliefern.

Am nächsten Tage fuhr ich in Begleitung zweier Generäle ins Hauptquartier, etwa 25 km entfernt, die wir im Automobil in höchstens einer Stunde zurücklegten. Die Strassen waren eben erst im Entstehen, und zahllose Sappeure damit beschäftigt, gute Wege anzulegen. Am breiten Hun-ho hielten wir an. Eine lange schmale Pontonbrücke bildete den Übergang für alle Heeresteile, Trains u. s. w., während die fliehenden Chinesen mit ihrem Hab und Gut auf den Arben durch den Fluss müssen. Jammervoll ist es anzusehen, wie eine Arbe nach der anderen im Wasser verschwindet, der arme Kerl kann von Glück sagen, wenn er die Maultiere rettet; dazu ein Geschrei — ein Winken, Helfen, Schwimmen und Schimpfen.

Um 1 Uhr trafen wir in Huan-schan ein. Dort begann gerade das Frühstück im Zelt des Oberbefehls-

habers, der aber an den gemeinsamen Mahlzeiten nur abends teilnimmt. Das einfache Mahl — Brei — Gulasch — Obst — Kaffee — schmeckte vorzüglich. Ich konnte mir wichtige Informationen bei meinem Gegenüber, dem Adjutanten v. K., und meinem Nachbarn, General B., holen. Nach dem Frühstück galt mein Besuch dem Chef des Feldsanitätswesens, Generalleutnant T., bei dem ich etwa eine Stunde sass und die angenehmsten Eindrücke mitnahm. Meist waren es Fragen der Evakuation, über die ich zu berichten hatte, und dann nahm ich Gelegenheit, manche Dinge sanitärer Art aus Eho vorzutragen, die Abhilfe erheischten.

Ferner sprach ich mit dem Oberbevollmächtigten, der die Wichtigkeit vorgeschobener Etappenlazarette betonte, und im Hinblick auf unsere Döckersche Baracke dringend bat, möglichst bald auszurücken. Jetzt trat der Moment ein, wo ich lebhaft bedauerte, nicht drei Baracken mitgenommen zu haben. Über alle näheren Umstände — Ort der Einrichtung unserer Etappe, Grösse der Ausrüstung u. s. w. — kann ich erst nach Beratung mit dem Fürsten Beschlüsse fassen, und so verabschiedete mich Exzellenz von A. mit der Bitte, die Sache möglichst eilig in Gang zu bringen.

Nun ritt ich auf den hohen Tempelberg von Huanschan — welch herrlicher Anblick! Die glänzende Nachmittagssonne lag über der Gegend, nach Süden reichte der Blick bis nach Korea herein — im Westen dehnte sich meilenweit die Ebene am Horizont, begrenzt von Bergen, die in jener unvergleichlich schönen mattlila Färbung vom tiefblauen Himmel sich abheben. Vor mir in geringer Entfernung die Hügel, auf denen die Russen

ihre Positionen inne haben, gegenüber die Stellungen der Japaner. Granaten und Shrapnells flogen herüber und hinüber. Ein Zischen, dann ein schwarzer Punkt in der Luft, der sich im Nu in ein kleines Wölkchen verwandelt, und der Hagel rasselt herunter. Auf die Entfernung, in der ich mich befand, liess sich die Bewegung der Kolonnen ganz bequem verfolgen, hier läuft eine Abteilung wie Ameisen den Hügel hinab, dort verschwindet ein Haufen, der eben noch deutlich sichtbar war, unter der Erde. Das stärkste Feuer war auf der rechten Flanke, gegenüber mir war es stiller, und auf der linken Flanke ganz tot, woraus im Hauptquartier geschlossen wurde, dass in der Nacht hierselbst ein Angriff erfolgen würde. Die Reserven zogen gleich langen schwarzen Fäden aus der Ferne heran, ein Regiment nach dem anderen, während auf anderem Wege in zweirädrigen Karren die Verwundeten nach den Hauptverbandplätzen geschafft wurden.

Die Sonne tauchte hinter den Bergen unter; aus den Kanonen des Gegners leuchtete hier und da eine sichtbare Feuerzunge hervor. Ein Riesenschwarm kreischend nach Westen fliegender Raben liess mich erschauern. Wohl scheint es, dass die Raben immer der Sonne zufliegen, doch hier leitet sie nicht die Himmelsrichtung, sondern das Donnern der Kanonen ist es, an das diese Vögel sich schon lange gewöhnt haben, und das ihnen im Gegenteil wie ein Lockruf zur Mahlzeit klingt. In herrlicher Mondnacht fuhren wir nach Mukden, diesmal in flinker Troika, der eine Abteilung Kosaken voranritt und folgte. Der Weg war wiederum besetzt mit flüchtigen Chinesen, die, zum Teil ausgewiesen, weil

politisch unsicher, zum Teil freiwillig fortziehend, eine Wohnung im Norden suchen. Was an chinesischen Häusern (Fansen) vorhanden war, ist bis auf wenige Ausnahmen vernichtet worden — nicht aus Zerstörungswut, sondern weil das Holz gebraucht wird; die Häuser sind sozusagen vogelfrei — während der Befehl, die wenigen, meist an Gräbern stehenden heiligen Bäume zu schonen, von unserer Seite sehr genau eingehalten wird. Deshalb sieht man oft das originelle Bild einer bis auf die Lehmmauern zerstörten Fanse, umgeben von einem schönen Hain jenes zypressenähnlichen Baumes, der, nicht stark gewachsen, ein doch fast undurchdringliches Nadeldach bildet. Wieder fuhren wir über den Fluss; hierbei erntete General Baron U. die grenzenlose Dankbarkeit eines Chinesen, dem er erlaubte, anstatt durch den Fluss, über die fast $^3/_4$ Kilometer lange Brücke zu fahren; wir hörten noch lange das Schreien und Anspornen der übrigen armen Zopfträger, die mit ihrem Eigentum durch den Fluss zu gelangen versuchten.

Seit heute früh bin ich bei Professor von Z. in Guntschulin, wo man mich sehr liebenswürdig aufnahm. Sein Lazarett liegt in der Nachbarschaft des evangelischen Feldlazarettes, der finnländischen und bulgarischen Kolonne. Die „Chirurgischen Kliniken von Guntschulin" sind ausgezeichnet ausgestattete, ganz neue Eisenbahnhospitäler mit Korridorsystem, Dampfheizung und grossem Oberlicht-Operationssaal.

In Gesellschaft des Professors und der Kollegen verging der Tag nur allzu schnell. Ich will meine Rückkehr nach Möglichkeit beschleunigen, damit die Vor-

Sterilisieren von Verbandstoff.

bereitungen beginnen können. Wir werden sehr viel zu tun haben!" — — —

9. November.

Nun hiess es die Hände rühren! Im Nu ward unser Operationszimmer in einen Fabrikraum umgewandelt. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend bereite ich mit Hilfe von Vikenti und Tschifu, die beide stolz sind, uns an die Front begleiten zu dürfen, und zwölf Rekonvaleszenten gebrauchsfertiges Verbandzeug vor. Nach Angabe meines Mannes, der inzwischen zurückgekehrt ist, werden in Gaze eingenähte Wattebäusche und Kompressen zu zehn oder zwanzig Stück locker zusammengewickelt und mit Pergamentpapier umhüllt. Tschifu trägt die fertigen Rollen in den Sterilisator, wo sie vier bis fünf Stunden der Desinfektion unterworfen werden. Innerhalb von vier Tagen stellten wir 4000 Verbände her, füllten grosse Kisten mit geschnittenen Watterollen und fertigten eine riesige Menge von Gipsbinden an, die wir in zinnausgeschlagenen Kästen verpackten. Mit allem anderen Verbandmaterial sind wir noch reichlich versehen.

Da uns nur zwei Waggons bewilligt worden waren, können wir ausser 40 Betten, Wäsche, Feldküche und etwas Hausgerät nur das Allernotwendigste mitnehmen, zumal die Döckersche Baracke allein einen halben Waggon beansprucht.

Mitten in die Vorbereitungen fiel die sehnlichst erwartete Ankunft der vier, aus Riga geschickten Waggons, die bei der bevorstehenden Teilung des Lazaretts besonders freudig begrüsst wurden. Wir hatten der Zukunft bereits etwas sorgenvoll entgegengesehen, da die

Preise täglich stiegen und unsere Lebensmittel zu Ende gingen. Ochsenbespannte „Arben", die hier üblichen Lastwagen, brachten zu ungezählten Malen die neuen Vorräte in den Sklad, wo das Auspacken stattfand. Mit hellem Jubel nahmen wir die Fülle von notwendigen und angenehmen Dingen in Empfang. Bis zur Decke wurden die Kisten aufgestapelt, und die neuen Wäscheregale senkten sich unter der sie fast erdrückenden Last. Vieles war hundert- statt dutzendfach vertreten, so dass wir unserer benachbarten Kolonne, die sich gleichfalls in Not befand, aushelfen konnten. Uns alle bewegte ein heisses Dankbarkeitsgefühl der Heimat gegenüber, die unser Wirken im fernen Osten so opferfreudig unterstützte.

IX.

Aufbruch nach dem Kriegsschauplatz.

22. November.

Unter der Ägide des Fürsten, in Begleitung von zwei besonders bewährten Schwestern und sechs Sanitären verliessen wir Eho an einem herrlichen Novembermorgen. Frischer Schnee lag auf den Bergspitzen, die Sonne lachte vom wolkenlosen Himmel herab und frohen Herzens zogen wir der neuen Tätigkeit entgegen. Bei unserer Ankunft in Charbin waren wir über den inzwischen vollendeten neuen Bahnhof sehr überrascht. Das smaragdgrüne Gebäude ist im Sezessionsstil gehalten, der auch im Innern bis in die kleinsten Einzelheiten durchgeführt wird.

Mein Mann und ich fanden sehr liebenswürdige Unterkunft im Haus des Stadtkommandanten, Obersten v. D., eines altbewährten Freundes unserer Familie. Während des mehrtägigen Aufenthaltes vervollständigten wir unsere Ausrüstung und hatten dann das Glück, im Sanitätszug Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Grossfürstin Tatjana Nikolajewna aufgenommen zu werden. Auch das Anhängen unserer beiden Warenwaggons wurde gestattet.

Augenblicklich verkehren 22 Sanitätszüge zwischen Irkutsk und dem Kriegstheater, 30 weitere gehen ihrer

Fertigstellung entgegen. Einige Züge sind mit schneeweisser Farbe angestrichen und nach Mitgliedern der kaiserlichen Familie benannt. Sie befördern durchschnittlich 300 Kranke, mit Zuhilfenahme der „Teplúschken" — Güterwagen — lassen sich über 500 Personen unterbringen. Die Offiziersabteilungen sind für 18 Patienten eingerichtet; Schwerkranke bettet man auf federnde Tragen. Dringende Operationen werden in einem einfach ausgestatteten Operationsraum ausgeführt, der neben dem Bade- und Verbandzimmer liegt. Nach jedem Krankentransport wird der Zug mit Formalin und Lysol ausgewaschen.

Ausser Ärzten, Schwestern und Sanitätspersonal begleiten viele freiwillige Schwestern diese Züge, Damen aus der Petersburger Gesellschaft, die sich unter den besonders schwierigen Verhältnissen vorzüglich bewähren sollen. Es mag nicht leicht sein, zehn Monate lang im engen Eisenbahnabteil Tag und Nacht zuzubringen!

Der Fürst und mein Mann fanden im Offizierswagen Platz, wir Schwestern schliefen in einem Krankenabteil und die Sanitäre hatten sich in einer Teplúschka gemütlich eingerichtet. Unsere Verpflegung, die täglich nur 88 Kopeken für jede Person betrug, war ausgezeichnet.

Abends hatten wir sogar Konzert, denn der Koch war nicht nur am Herd, sondern auch auf der Harmonika ein Künstler, und der liebenswürdige Oberarzt des Zuges verschmähte nicht, seine entzückenden Walzer auf der Balalaika vom Küchenphänomen begleiten zu lassen.

Unser erster längerer Aufenthalt war die russische Grenzwachgarnison Tieling, ein Hauptpunkt in der Reihe der Befestigungen. Tieling bildet fast einen Termopylenpass. An der Ostseite erstrecken sich von

Norden nach Süden stark befestigte Höhenzüge; westlich der Bahn fliesst der Ljao-he, der den Truppenbewegungen im Winter allerdings wenig Hindernis bietet. Inmitten einer ausgedehnten Sandfläche, im vier Werst breiten Tal, liegt die Stadt. Sie ist ein wichtiger Handelsplatz mit Eisenindustrie, Tischlereien und Branntweinbrennereien. Der chinesische Branntwein „Chanschin", der 30—40 Proz. Alkohol enthält, hat einen entsetzlichen Geruch und Geschmack. Wie wir hören, soll er auf den an den Genuss nicht gewöhnten Europäer stark berauschend wirken. Erwacht der Betreffende aus den Chanschinrausch, so darf er den sich einstellenden Durst merkwürdigerweise nicht mit Wasser löschen, weil sonst der vorherige Zustand wiederkehrt.

Unter Führung unseres Dolmetschers Tschifu, der im langen russischen Pelz gravitätisch einherschreitet, unternehmen wir einen Streifzug in das Innere Tielings. Nicht nur die chinesischen Städte, sondern auch Dörfer und einzeln liegende Gehöfte sind mit Ringmauern aus Lehm zum Schutz gegen Räuberbanden umgeben. Die Stadttore, deren Flügel dicke Balken mit schwerem Eisenbeschlag tragen, wirken durch ihre aufgesetzten hohen Pavillons und aufwärts geschwungenen Dachfirste sehr malerisch. Hinter dem Stadttor erhebt sich gewöhnlich ein Tempel. Vier hohe Stangen, an denen ein Opferkorb schaukelt, dienen als Wahrzeichen. Die chinesischen Bethäuser bestehen aus drei einzelnen Gebäuden, die durch Höfe voneinander getrennt sind. Das vorderste birgt die vier Diamanten: Li der Reine, Li der Rote, Li der See und Li das Alter. Im zweiten thront Buddha, der Obergott, dessen Jünger Weito, mit goldenem Helm

geschmückt, hinter ihm steht. Das dritte Gebäude umfasst die übrigen Götzengruppen. Hier steht ein Tisch mit Opfergefässen, Weihrauchkerzen, Räuchertöpfen und dem üblichen „Gong", der angeschlagen wird, um die Götter auf die Betenden aufmerksam zu machen. Unser besonderes Interesse lenkt der Kriegsgott Kuan-ti auf sich, den wunderbare, buntbemalte Gewänder umhüllen; Trommeln und Glocken sind der ihm bestimmte Weckruf.

Eine hervorragende Rolle in der chinesischen Religion spielt der Ahnenkultus. Die Verstorbenen werden in die Zahl der Götter eingereiht und üben auf die Schicksale ihrer Nachkommen wesentlichen Einfluss aus. Die ganze Natur ist von Geistern belebt und zahlreiche Naturkräfte werden als Gottheiten verehrt, besonders Sonne, Mond, Donner, Wind und die heiligen Bäume. Obgleich die Tempel äusserlich ihren alten Charakter bewahren, zeigt das Innere deutliche Spuren des Verfalles, seitdem der Krieg das Land verheert. Wir fanden einen der Götzen bis zum Hals von Patronen umgeben und sein Heiligtum in ein Pulvermagazin verwandelt.

Die Hauptstrasse gleicht einem Jahrmarkt, Bude reiht sich an Bude. Hier hat ein Schmied seine Werkstatt unter freiem Himmel aufgeschlagen, dort geht ein Schuhmacher seinem Handwerk nach oder ein Friseur. Diese umherziehenden Barbiere stellen einen etwa drei Fuss hohen Bambusuntersatz auf, der einen Napf aus rotlackiertem Holz trägt. Im Schubfach des Untersetzers befinden sich Wasserbecken, Handtuch und Rasiermesser. Der Kunde nimmt auf einem kleinen Schemel Platz; nun beginnt inmitten der Volksmenge das Kämmen und Waschen des Haares und der Ohren. Der Verschönerungs-

akt dauert eine reichliche Stunde. Zur Verlängerung des Zopfes dienen seidene Stränge, die in das Haar eingeflochten werden. Höchst eigenartig hatte sich ein Wunderdoktor niedergelassen; dieser chinesische Kollege sass an einem Tischchen und bot Pulver feil. Mit einem scharfen Messer brachte er sich Wunden am Unterschenkel bei, um die Wirkung seines blutstillenden Mittels zu beweisen. Am ganzen Bein war keine einzige heile Stelle mehr sichtbar.

Hübsch gezäumte Esel und Maultiere traben munter durch die Menge, schwere, mit drei Ochsen bespannte Arben bahnen sich mühsam ihren Weg, und dazwischen ziehen lange Wagenreihen russischer Soldaten mit Proviantvorräten durch die Stadt.

Kurz ehe die Tore geschlossen wurden traten wir den Heimweg an. Einer der Polizisten, die in ihren scharlachroten, mit schwarzen Streifen besäumten Überwürfen, einem kreisförmig eingewebten Schild auf der Brust, an die mittelalterlichen Herolde erinnern, gibt auf einer grossen Messingtrompete das Zeichen zum Verlassen der Stadt. Ich muss gestehen, dass uns ein gelindes Grauen überlief, als wir beim Rückweg über das Feld einen noch blutigen Chinesenschädel liegen sahen, dessen Besitzer ihn gewiss nicht beim Spaziergang verloren hatte.

Die Strecke zwischen Tieling und Mukden bietet ausser dem Mohnbau wenig Interessantes. In den letzten Jahren hat sich die mandschurische Opiumfabrikation infolge grösserer Nachfrage stark entwickelt und ist in Wettbewerb mit dem berühmten indischen Opium getreten.

Nach sechs langen Reisetagen blieb unser Zug neun

Werst vor Mukden mitten im Feld stehen, so dass der Fürst und mein Mann zu Fuss in die Stadt wanderten. Kammerherr v. A. und Professor B. der medizinische Berater des Oberbevollmächtigten, empfingen die Herren sehr zuvorkommend. Sie teilten ihnen mit, dass in der Art der Verwundeten-Evakuation eine Änderung eintreten solle. Die Überhäufung der Lazarette in der Front bei grösseren Schlachten mache eine Übersicht fast unmöglich. Künftig solle die Bestimmung über das „Wie" und „Wohin" der verbundenen und nicht verbundenen Verwundeten nicht mehr von den Verbandplätzen, sondern von einem Hauptsortierungspunkt übernommen werden. Man plante, an einem unweit der Schlachtlinie gelegenen Ort alle Verwundeten einer Durchmusterung zu unterziehen.

Die Militärbehörden hatten sich der Sache angenommen, doch war ein Viertel des Hauptsortierungspunktes, der neben dem Bahnhof Mukden ins Leben gerufen und zunächst für 1200 Soldaten eingerichtet werden sollte, dem Roten Kreuz übergeben worden. Der Oberbevollmächtigte hatte meinen Mann bestimmt, jenen Teil zu leiten.

X.

Lazarettbau in Mukden.

Kaum war unser Zug angekommen, als es auch schon hiess, ans Werk gehen! Mit Hilfe von 30 Soldaten wurde ein Zelt aufgestellt, das sämtliche bewegliche Habe wenigstens vor den Unbilden der Witterung schützte.

Neben dem Bahnhof, in nächster Nähe der Etappe, sind zwischen den Schienensträngen zwei Erdhütten von beträchtlicher Grösse erbaut. Auf einer Fläche von 1200 qm ist die Erde 1 m tief ausgegraben worden. Hölzerne Säulen tragen das mit Erde beworfene Bretterdach. Von der Seite aus gesehen, gleicht der Bau einem hohen Erdhügel. Jede Erdhöhle hat für etwa 600 Soldaten Platz. Fünf Eingänge führen in die Säle, die Oberlicht und vom Giebel her Fensterbeleuchtung haben — mächtige Öfen werden eben beendigt und die „Naren“ (lange gemeinsame Schlafbänke) fertig gezimmert.

Obwohl die unterirdischen Räume Tag und Nacht geheizt werden, um auszutrocknen — der Kubikfaden Holz kostet 110 Rubel — sind sie noch sehr feucht. Unterkunft für Kranke war also geschaffen, im übrigen fehlte, kurz gesagt, Alles.

Unsere Sanitäre und Tschifu bezogen eine Ecke

der Erdhöhle, während die Schwestern im Hospiz des Roten Kreuzes, einem Komplex chinesischer Götzentempel, die stets bis auf den letzten Platz besetzt sind, sich mit einigen Kubikfuss Raum begnügen mussten.

General Baron U., ein Vetter meines Mannes, hatte die Freundlichkeit, uns ein Abteil im Eisenbahnwagen des Stabes zur Verfügung zu stellen. Die obersten Chargen im Generalstab, die im Rücken der Armee ihre Hauptarbeit haben, z. B. der Chef der Etappen, der Präsident der Evakuations-Kommission, die Oberingenieure für den Bahnbetrieb, die Chefs für Feldpost und Telegraphie, sowie die fremdländischen Attachés wohnen seit Beginn des Feldzuges in bequemen Pullmannwagen. Elektrische Beleuchtung und Dampfheizung machen das Leben erträglich.

Wir durften von grossem Glück sagen, dass uns ein leer stehendes Abteil zur Unterkunft überlassen wurde, und nahmen gern in Kauf, dass es als letztes in der Reihe schlecht zu erwärmen war.

Wir begannen sofort neben dem Hauptsortierungspunkt die Döckersche Baracke aufzurichten, die vom transbaikalischen Urulgá über das mandschurische Dorf Eho nun endlich ihren Weg zum Zentrum der kriegerischen Ereignisse gefunden hatte. Diesmal nahm die Aufstellung viele Tage in Anspruch, denn es galt, das Papphäuschen für die Wintermonate brauchbar zu machen. Ringsum wurde ein Erdwall aufgeschüttet, Doppelfenster, mit denen wir uns in Berlin versehen hatten, wurden eingesetzt, die Wände mit Filz verschlagen und alle Fugen sorgfältig ausgestopft. Tagsüber lebten wir im wahrsten Sinne des Wortes unter freiem Himmel, obwohl schnei-

dende Kälte herrschte, die nur der ewig lachende Sonnenschein wenigstens in den Mittagsstunden etwas erträglich machte. Mitten im Feld stellten wir einen Herd auf, sammelten Hobelspäne und ringsum verstreute Bauhölzer, zündeten Feuer an und wärmten unsere Konserven in kochendem Wasser. Die Mahlzeiten nahmen wir in der Erdhöhle ein, die die ankommenden Reservisten vorläufig mit Beschlag belegt hatten, so dass sich eine Gesellschaft von etwa 400 Mann in unser „Esszimmer" teilte. Trotz der bis zu den Knieen reichenden Filzstiefel war der eiskalte, nasse Fussboden deutlich fühlbar. Fröhlich versammelten wir uns um die gemeinsame Schüssel, in die sechs bis sieben Holzlöffel hinabtauchten, und jeder versuchte ein Hühnerbein aus der dampfenden Brühe zu fischen. Heisser Tee liess das halberstarrte Blut schneller durch die Adern rinnen, so dass die Arbeit wieder munter fortgesetzt werden konnte. Wir benutzten die kurze Mittagspause, um das Nachrichtenblatt für die mandschurische Armee zu lesen, dessen Redaktion und Druckerei in drei Warenwaggons neben unserer Erdhütte untergebracht war.

Endlich wurden zwei eiserne Öfen in der Baracke gesetzt, die mit den Sterilisatoren und dem Berliner Petroleumöfchen das ganze Revier vorzüglich erheizten; zum erstenmal seit langer Zeit konnten wir uns am behaglichen Feuer wärmen. Wir waren eben mit den Fragen weiterer Einrichtung beschäftigt, als eine Depesche uns aufforderte, uns zur Aufnahme von 250 Verwundeten bereit zu halten. Im Nu waren wir Schwestern und die Sanitäre mit Eimern, Lappen und Bürsten bewaffnet, um vor allen Dingen die Baracke gründlich auszu-

scheuern. Schwarze Wasserbäche flossen von Decke und Wänden zur Diele hinab, die, sobald die Öfen nicht in immerwährender Glut erhalten wurden, zu gefrieren begannen. Mitten in diesen Vorbereitungen überraschte uns der Besuch zweier baltischer Pastoren, Jugendfreunde meines Mannes, die zum Kriegsschauplatz abgesandt worden waren. Sie stellten ihre Hilfe sofort zur Verfügung, und wir hatten es nicht zum mindesten ihnen zu danken, dass wir, als der Abend heranbrach, bereits an das Auspacken der Kisten und Kasten gehen konnten.

Wiederum wurde das erste Zimmer als Verband-, das letzte als Operationsraum eingerichtet. Die Nebengelasse enthielten Kanzlei, Apotheke und Wäschekammer. Der Operationstisch war in wenigen Minuten aufgeschlagen, der Instrumentenschrank aufgestellt, jetzt erst kamen uns die praktischen Erfindungen gut zu statten. In Nickeleinsätzen, die in den Kocher genau passten, hatte mein Mann die Instrumente, gleich zur Sterilisation fertig, verpacken lassen, alle in wohlgeordneter Reihenfolge, so dass jede Operation ohne Zeitverlust ausgeführt werden konnte. Kisten mit gebrauchsfertigem Verbandmaterial wurden an den Wänden aufgestellt, die Sterilisationsapparate angeheizt, fünf riesige Hängelampen verbreiteten Licht und wohltuende Wärme.

Inzwischen liess mein Mann die podiumartigen Erhöhungen in der Semlianka — Erdhütte — mit blauem Drell beschlagen, die Erde mit Backsteinen und Strohmatten belegen und 120 Tragbahren für Schwerverwundete im Raum verteilen. Die übrigen Kranken sollten auf Strohsäcke gebettet werden. In den Ecken des Saales

wurden Buffet und Wäschekammer eingerichtet. Gegen 9 Uhr abends erfolgte die Ankunft des Sanitätszuges, der aber nach Norden weiter geschickt wurde, weil alle Kranken bereits verbunden waren. So konnten wir die Einrichtung, bei der uns die Pastoren, der erste „Logierbesuch" in der Döckerschen Baracke, freundlich unterstützten, fortsetzen. Von den Reservisten liessen wir für Apotheke und Wäscheraum hohe Regale zimmern, um trotz beschränkten Raumes möglichst viel unterbringen zu können. Die Apotheke, die ausser Medikamenten unsere Wein- und Fruchtsaftvorräte, Benzin und Spiritus barg, wurde Schwester Amélies Leitung übergeben. Mit grosser Umsicht hat sie dort geschaltet und den Provisor vollständig ersetzt. Für die Kanzlei gleichzeitig Empfangsraum — stellten wir aus Strohsäcken und bunten Decken ein bequemes Sofa her, das späterhin manchem hohen Offizier ein seltenes Ruheplätzchen bot. Die Fenster schmückten wir mit rosenroten, selbst genähten Vorhängen, drapierten russische Fahnen an den Wänden, stellten einen Schreibtisch auf und das darüber befindliche Telephon verband uns sogar mit der Zentrale für sämtliche Fernsprechleitungen an der Front.

Um eine Unterkunft für Offiziere zu schaffen, entschlossen wir uns, nach Rücksprache mit dem Oberbevollmächtigten, zum Bau einer Baracke. Sie sollte durch einen heizbaren Brettergang mit der Operationsbaracke und diese wiederum mit dem grossen Hospital verbunden werden. Exzellenz v. A. stellte Mittel aus dem Roten Kreuz zur Verfügung und der liebenswürdige Kommandant der gegenüberliegenden Hauptetappe stand

uns helfend zur Seite. Wegen des hartgefrorenen Erdreiches schritten die Bauarbeiten nur langsam vorwärts, obwohl 40 Soldaten und 30 Chinesen unter Leitung eines Bauführers — Podrjátschiks — beschäftigt waren.

Da auch für uns ein Raum vorgesehen werden musste, nahm mein Mann das Anerbieten, sich mit Schwestern und Sanitären in die Erde einzugraben, freudig an. Bisher mussten wir jeden Abend, mit Laternen und Revolver bewaffnet, zwei Werst weit über dunkles Feld zu unserem Waggon pilgern; oft war dieser auf ein anderes Geleis übergeführt worden und wir waren genötigt, trotz grimmiger Kälte, noch auf Entdeckungsreisen auszugehen.

Die Erdhütten haben sich so praktisch erwiesen, dass nach und nach alle Zelte von der Oberfläche verschwanden, die ganze Gegend wie mit grossen Maulwurfshügeln besät ist, aus denen Rauchwolken zum Himmel steigen. Es macht einen eigenartigen Eindruck, hier einen stattlichen Offizier, dort einen müden Kämpfer unter den Erdboden schlüpfen zu sehen. Die primitivsten Behausungen lassen sich bereits in 24 Stunden schaffen, halten aber erklärlicherweise den Überschwemmungen des Frühjahres nicht stand. Die höchste Vervollkommnung zeigt das Speisezimmer der Offiziere uns gegenüber. Mit reichem Schnitzwerk versehen, gleicht es einem Schweizerhäuschen, dessen Giebel aus dem Erdreich hervorlugt. Gestern war mein Mann in einer dieser Erdhütten zu Gast geladen. Die Gesellschaft war sehr eigenartig. Zwischen dem Erbauer der mandschurischen Eisenbahn und dem Generalarzt der Armee sass der berühmte chinesische Grosskaufmann Ti-fun-tai,

der den Russen so viel liefert, dass die Japaner auf seinen Kopf 20000 Rubel setzten.

Die medizinische Arbeit wurde folgendermassen verteilt. Von den etwa 14 km südlich Mukdens gelegenen Stellungen, die sich von Osten nach Westen auf eine Strecke von 140 km hinziehen, kommen täglich Transporte mit Kranken und Verwundeten.

Auf unserem Sortierungspunkt wird die Verteilung vorgenommen, die auf dem Prinzip beruht, chronisch Kranke nach dem Norden und Leichtkranke in die Hospitäler zu schicken. Nach eingehender Untersuchung erhalten die nicht ansteckenden innerlich Kranken ihre bestimmten Plätze; ebenso werden die chirurgischen genau sortiert, so dass z. B. alle Phlegmonen auf einer Seite, alle Frakturen auf der anderen untergebracht sind. Verbände werden sofort angelegt, gebrochene Gliedmassen eingegipst, dringende Operationen erledigt, meist erstreckt sich die Arbeit bis in die späte Nachtstunde. Mehrere Schreiber tragen die wichtigen Befunde ein und stellen nach Angabe der Ärzte die Weiterbeförderung für den nächsten Tag fest. Jeden Mittag nimmt der Sanitätszug eine bestimmte Zahl von Kranken, 200 bis 600, auf, Genesene kehren zur Front zurück. Auf diese Weise werden die Hospitäler für den Fall der Schlacht möglichst freigehalten.

Wenn ein vier- bis sechstägiger Transport in den Sanitätszügen nicht schadet, und andererseits eine spezialchirurgische Behandlung nicht mehr unbedingt nötig ist, „evakuieren" wir. So gibt es bei uns beständigen Zu- und Abfluss von Kranken. Ein neuer Umstand trug dazu bei, die Arbeit noch mehr anzuhäufen. Auf

Die Gebäude des Livländischen Feldlazarettes

dem Sortierungspunkt am Bahnhof Mukden.

einer der Kommissionssitzungen zur Beratung der Evakuationsfragen wurde die Errichtung einer allgemeinen Mukdener Poliklinik angeregt, und Generalarzt W. vom Stabe des Oberkommandierenden, beantragte, besondere Baulichkeiten zu errichten, wo alle Mukdener Ärzte in gewisser Reihenfolge dejourieren sollten. Mein Mann schlug vor, unsere Döckersche Baracke für die chirurgische Ambulanz zu benutzen, zumal beständig ärztliche Hilfe anwesend war.

Der Chef des Feldsanitätswesens bat uns kurz darauf, die ganze Ambulanz zu übernehmen. Von nun an glich unser Lazarett einem Taubenschlag.

Die Verwundeten und unser Personal wurden von dem angrenzenden Beköstigungspunkt aus, der in fünf Tagen erstanden war, verpflegt. In vierzehn riesigen Kesseln kochte man das Essen für etwa 3000 Personen und verteilte es in den umliegenden Lazaretten. Die Soldaten erhielten täglich Gemüsesuppe mit Kochfleisch, es sei denn, dass sie eine besondere Kost nötig hatten. Für Offiziere gab es ausserdem Braten und hin und wieder Kompott.

Unterdessen war, entsprechend der Ausdehnung, auch das Personal erheblich gewachsen. In einem erfahrenen Arzt aus Moskau, der gewissermassen als Vertreter des Roten Kreuzes die Speiseküche — Pitátelnipunkt — und das Beschaffen aller Materialien übernahm, erschien uns eine grosse Hilfe. Die rechte Hand meines Mannes am Operationstisch und vor allem in der Schriftführung, die peinliche Sorgfalt erheischt, wurde ein Balte, Dr. K., der, in der Reserve stehend, voll Interesse sich unserem Unternehmen anschloss. Noch ein vierter Arzt

wurde zukommandiert, und bis auf Zeiten der Schlacht haben diese vier Herren die Arbeit bewältigen können.

Die Zahl der Sanitäre musste ebenfalls erheblich vergrössert werden, und die Gesellschaft war recht bunt geworden. Zu den tüchtigsten zählen die Soldaten, die, nach Verwundung oder Erkrankung noch nicht vollkommen hergestellt, mit musterhafter Pünktlichkeit ihren Pflichten nachkommen. Ein schmucker Leibhusar, vormals Diener des Prinzen von Bourbon, arbeitet im Operationssaal wie in der Kanzlei mit gleicher Tüchtigkeit. Zwei Schreiber stehen ihm zur Seite, die die Krankengeschichten teils in russischer, teils in deutscher Sprache führen. Sehr eigenartig ist ein Mönch vom Berge Athos, „Vater Makar", der sich gleichfalls in unsere Dienste begab. Eine klassische Gestalt und ganz unermüdlich ist „der rauhe Hans", der, aus Österreich gebürtig, im Rauhen Haus in Hamburg Bruder war, und schon bei der Einschliessung von Ladysmith in einem Lazarett arbeitete; ein Original mit Brille und zu kurzem Bein, aber Tag und Nacht tätig. Alle erkennen die Souveränität Tschifus an, der in seiner chinesischen Würde und Ruhe, mit gemessener Gebärde ohne viel Wortverschwendung, die ihm wohlbekannte Geschäftsordnung im Operationssaal überwacht.

Eine äusserst schwierige Frage war für uns die der Schwestern. Während der kurzen Zeit haben etwa achtundvierzig gewechselt, gewiss nicht immer zum Wohle der Sache, aber der herrschende Mangel an Kräften zwang uns, die jeweilig in Reserve stehenden in Anspruch zu nehmen. Von unzähligen Lazaretten wurden Schwestern nach Mukden abkommandiert, um die Züge

nach Norden zu begleiten, und wenn sie drei bis vier Tage auf ihre Abfahrt warten mussten, kamen sie zu uns.

Gestern erhielten wir eine unerwartete, aber sehr brauchbare Bereicherung unseres Personals. Nach vierwöchentlicher Reise traf das Busulucksche Regiment ein, dessen Kommandant einem Soldaten erlaubt hatte, seine junge Frau, die keine Angehörigen besass, mitzunehmen. Nun war das Regiment an der Front angekommen, und die hübsche robuste „Natascha" meldete sich bei uns, um, wie sie sagte, nötigenfalls ihren Mann, Bruder und Schwager, die alle einberufen waren, pflegen zu können. Eine ordentliche russische Bauersfrau in der Mandschurei ist eine grosse Seltenheit, und freudig begann ich, Natascha als „Stütze unseres Haushaltes im Kriege" auszubilden. Es war nicht leicht, ihr die Anfangsgründe beizubringen, denn wie viele russische Bäuerinnen, war sie nur im Nähen und Sticken Meisterin. In einer grossen Emailleschale wusch sie die Hauswäsche, alles übrige pflegten wir Chinesen zu übergeben, und spät abends wurde sie von Tschifu, der tagsüber beschäftigt war, in der Erdhöhle in die Geheimnisse der Plättkunst eingeführt. Oftmals schickte ihr Mann durch einen Kameraden Nachricht aus der Front; freudestrahlend brachte sie den Brief zu mir, da sie nicht selbst lesen konnte, und ging dann ihrer Arbeit doppelt fröhlich nach. Die treuherzige, anhängliche Frau wurde uns allen unentbehrlich. Auf den Ruf „Natascha" schallte die Antwort durch den weiten Korridor zurück: „Hast du geschrieen, Herrin?" Als sie sogar einen guten Kaffee zu brauen lernte, ward Natascha nebst ihrem Lehrmeister Tschifu unser aller Liebling.

Auf dem öden Feld, das uns vor 14 Tagen bei unserem Eintreffen begrüsste, wächst eine Behausung nach der anderen aus dem Boden empor, alles an die Baracke sich anschliessend. Wohl ist die Arbeit eine gewaltige, da weder genügendes Handwerkszeug noch Material vorhanden ist und die bittere Kälte, der hartgefrorene Erdboden ein schnelles Vorwärtskommen hindern. Trotzdem ist die Operationsbaracke bereits durch einen überdeckten Brettergang, der mit Ziegeln gedielt wird, mit dem grossen Lazarett verbunden. Die besondere Abteilung für Offiziere, ein festes Holzgebäude, das nur einen halben Meter tief in die Erde gegraben ist, naht der Vollendung. Sechs Stufen führen in die angrenzende Semlianka, unser künftiges Heim, das wie ein D-Zugwaggon eingerichtet ist. Vier Zimmerchen und Küche münden in einen langen Gang, dessen Lehmwände wegen Mangels an Baumaterial nicht bekleidet werden können und beständig Feuchtigkeit ausdünsten. Die Fenster sind zu ebener Erde, die mit der Hand erreichbare Decke, das Dach der Semlianka, besteht aus einer mit Erde beworfenen Bretterlage.

Ferner mündet in den Korridor der ganz in die gefrorene Erde gehauene Vorratsraum, wo unsere Konserven, Verbandstoffe und sonstige Ausrüstungsgegenstände unter Schloss und Riegel gehalten werden. Auf dem Hof steht ein grosses Zelt für Kisten und Tragbahren, eine burjätische Jurte, in der zwei Ärzte wohnen, ein kleines Zelt als Reserveverbandraum, an die Offiziersbaracke schliesst sich ein Holzhäuschen für acht Schwestern an.

Von besonderer Wichtigkeit für unseren Punkt ist, dass man einen doppelten Schienenstrang bis zum

Lazarett legte, um die Verwundetenzüge von der Front bis zu unserer Tür fahren zu lassen. Auch beim Evakuieren treten die Kranken, sofern sie nicht getragen werden, unmittelbar aus dem Hospital auf den Bahnsteig.

Neulich bekamen wir die unerwartete Meldung, dass der Oberkommandierende Generaladjutant Kuropatkin, der die Etappe besichtigte, seine Schritte unseren Häusern zulenkte. In wenigen Minuten war alles in Ordnung. Er besah sich die Baracke, die grosse Erdhütte und die Neubauten. Seine hohe Exzellenz schien besonders befriedigt über unser Operationshaus zu sein. Seitdem gibt es in Mukden kaum eine ärztliche Autorität, die uns nicht aufgesucht hätte.

Kurze Zeit nach der ersten Besichtigung unserer Baracke wiederholte General Kuropatkin seinen Besuch, vom ganzen Stabe gefolgt. Er drückte seine Anerkennung aus, freute sich über die wohltuende Wärme, die „gemütliche" Kanzlei, und sagte, indem er mir die Hand reichte: „Sie sehen, ich bin schon wieder zu Ihnen zurückgekehrt."

Strategisch liegt über der Situation Stille — wohl Stille vor dem Orkan. Der Präsident der Evakutionskommission, Oberst O., beabsichtigt, uns in Tagen der Schlacht als Hauptverbandplatz und Sortierungspunkt in Anspruch zu nehmen, in der Zwischenzeit schickt er aus den Hospitälern wichtiges operatives Material zu uns. So haben wir regelmässige Arbeit. Täglich kommen durchschnittlich 40 neue Aufnahmen, sie werden sortiert, untersucht, verbunden, operiert. Dann folgt das Verbinden der stationären Patienten und Offiziere.

Immer mehr nimmt die Ambulanz zu, die unter Dr. B's. Leitung Schwester Amélie übertragen worden ist. Vom frühen Morgen bis zu später Nachtstunde ist die Schwester, der einige Sanitäre und freiwillige Pflegerinnen helfen, unermüdlich tätig. Man sieht sie stets von einem Kreis der Vaterlandsverteidiger umringt, die sich auch die schmerzhaftesten Verbände ohne Murren von ihrer weichen Hand anlegen lassen. Bald braut sie ein Gemisch für die „inneren Patienten" zurecht, den Geschmack jedes einzelnen berücksichtigend, bald reicht sie bei einem operativen Eingriff Instrumente zu oder macht Narkosen. Zwischendurch saust sie gleich einer Nadel in den Sklad — den Vorratskeller — hinab, den Wunsch irgend eines „Galubtschiks", — Täubchen, eine gebräuchliche Scherzanrede — zu erfüllen. Tabakskisten, Wäschevorräte und warme Wollartikel sind vor ihren Plünderzügen niemals sicher und ich muss den Schlüssel sorgsam verstecken, damit nicht allzu schnelle Ebbe eintritt. Das gute Herz, die seltene Aufopferungsfähigkeit und die Gabe, nur die Lichtseiten des Lebens zu erkennen, erwarben unserer Schwester Amélie die Liebe und Verehrung nicht nur der Kranken, sondern ihrer ganzen Umgebung.

Das Prinzip, unser Lazarett als Unterstützung des Militärsortierungspunktes in chirurgischer Beziehung aufzufassen, wird streng durchgeführt. Die drei anstossenden Militärsemlianken sind ebenso wie unser Hospital eingerichtet, nur ist, wie in allen russischen Lazaretten, ein Altar aufgestellt und der Pope hält häufig Andachten. Wenn beim fahlen Lampenschimmer monotone Kirchengesänge durch die unterirdischen Hallen klingen, kommen

einem unwillkürlich jene nächtlichen Versammlungen in den Katakomben in den Sinn.

Häufig bringen die Militärärzte schwere operative Fälle zu uns herüber. Mein Mann pflegt dann den Generalarzt der Armee, Exzellenz Dr. W., zu benachrichtigen, der sich für die Operationen aller Lazarette interessiert und sowohl in der Baracke wie im kleinen Empfangsraum unser häufiger, stets willkommener Gast ist. Besonderes Wohlgefallen äusserte er an der bereits früher erwähnten Silberbehandlung nach Geheimrat Credé-Dresden; sie ist jetzt ausschliesslich bei den gemeinsam mit meinem Mann arbeitenden Chirurgen eingeführt. Tschifu, der als echte Dienerseele die Gönner des Hauses besonders bevorzugt, geht jetzt zwei Mal wöchentlich zum chinesischen Friseur, um sich das Wohlwollen Sr. Exzellenz, die immer ein scherzhaftes Wort für ihn bereit hat, zu erhalten.

Zuweilen folgt eine Operation der anderen und ohne Tschifus Hilfe könnte ich den Anforderungen garnicht mehr genügen. Heute meisselte mein Mann einen Schädel wegen Mittelohrkatarrhs auf, zwei schwere Knochenbrüche wurden eingegipst, ein Schrapnell war durch das Kreuzbein in die Bauchhöhle gedrungen und musste entfernt werden und endlich erwies sich eine Laparatomie wegen Typhus notwendig.

Mit der Döckerschen Baracke muss ein Stück Heimat zum fernen Osten hinübergewandert sein.

Alle in Mukden anwesenden und durchreisenden Deutschen halten bei uns Einkehr oder schlagen des Nachts ihr Lager in unserer Baracke auf. Der 4. De-

zember, der Geburtstag unseres grossen Meisters und Lehrers, Exzellenz von Bergmann, führte eine fröhliche Abendgesellschaft zusammen. An diesem Tag hatten wir zum ersten Mal die Freude, die deutschen Militärattachés, Major v. R. und Baron T., bei uns zu sehen.

Da wir bisher weder einen Koch noch eine Küche hatten, bereitete ich kleine Festessen auf dem eisernen Öfchen im Verbandzimmer. Konserven tauchen in immer wieder veränderter Form auf, desgleichen Eierspeisen und herrlicher Kurländer Schinken. Leider drohen die Eier zur Neige zu gehen, ebenso die riesigen dunkelblauen Weintrauben, die in grossen Mengen aus der Südmandschurei eingeführt werden.

Am Sonntag hielten die Pastoren, die wir immer noch bei uns beherbergen dürfen, da ihre Arbeit sie hier festhält, zum ersten Mal in unserem Erdlazarett lettischen, esthnischen und deutschen Gottesdienst. Aus vielen Hospitälern waren die Soldaten herbeigekommen. Allen, die wieder zur Front gingen, wurde das Abendmahl ausgeteilt; es war ein ergreifender Augenblick. Im Anschluss an die kirchliche Feier bat ich die kleine deutsche Gemeinde zu Tisch, da wir uns einen freien Tag gemacht hatten. Obwohl nichts vorbereitet war, gelang es doch den Schwestern und mir, binnen einer halben Stunde ein Mittagsessen zu „improvisieren", das sich guten Zuspruchs erfreute.

Unweit unserer Baracke hat sich ein uns befreundeter kurländischer Offizier vom Telegraphendienst angesiedelt. Die ihm zukommandierten Soldaten gruben sich in die Erde ein, grosse Leiterwagen, die in einem Kasten auf dem Boden Telegraphenstangen und alles zum Legen

Die evangelische Sonntagsgemeinde in Mukden.

der Leitung Erforderliche bergen, sind in Schuppen untergebracht, ebenso Pferde und Futtervorräte. Für seinen persönlichen Gebrauch stellte Leutnant G. aus Strohmatten — Zinofken — eine Erdhütte her, die er mit dem ersten Assistenten meines Mannes, Dr. K., teilt.

Kriegskorrespondent v. Sch. bewohnt mit seinem chinesischen Boy eine benachbarte Erdhöhle. Oftmals hat dieses Triumvirat eine fröhliche Gesellschaft von Deutschen um sich versammelt. Die Gastgeber verstanden es, jene Abende reizend zu gestalten. Eine böse Zugabe waren die Ratten, die unermüdlich zwischen dem strohgedeckten Dache und der inneren ausgespannten Leinwand hin und her spazierten, so dass man deutlich die Eindrücke der Pfoten wahrnehmen und das Piepsen der Neugeborenen hören konnte.

Oft stellte mir Leutnant G. seine grossen Telegraphenwagen, mit drei Pferden bespannt, zur Verfügung, um in die Stadt zu fahren. Da ich zahllose Besorgungen für das Lazarett zu machen hatte, nahm ich das freundliche Anerbieten gern an. Ursprünglich nur als Verbandplatz eingerichtet, fehlte es uns an allen Ecken und Enden. Tische, Stühle, Lampen, Gläser und Kochgeschirre wurden zum grossen Erstaunen der herumstehenden Chinesen auf den riesigen Wagen festgeschnallt.

XI.

Die alte Residenz der Mandschu.

Die Eisenbahnstation Mukden liegt vier Werst von der alten Kaiserstadt entfernt und bildet den Mittelpunkt

Die „Fudutunka", das chinesische Mietsfuhrwerk.

des russischen Lebens. Zelt reiht sich an Zelt, Jurte an Jurte, dort steht eine Soldatenküche und Feldbäckerei

mit 80 Öfen, hier ein fahrender Waggon mit Lebensmitteln. Chinesen bieten Birnen, Nüsse und Äpfel feil. Vor dem einfachen Bahnhofsgebäude hält eine lange Reihe chinesischer Droschken — Fudutunken — zweirädrige Gestelle, mit einem Kasten, in den man hineinkriecht. Man liegt auf einer Matte und muss sich so durchschütteln lassen, dass man bald beschliesst, sich nie wieder eines derartigen Gefährtes zu bedienen. Weit besser sind die von Kulis gezogenen Rikshas, nur kann man sich anfangs nicht daran gewöhnen, einen Menschen gleichsam als Tier nutzbar zu machen.

Zur Linken des Bahnhofes erheben sich die grossen Petersburger Lazarette, das Georgen- und Kreuz-Erhöhungshospital, die Stawropolsche Kolonne, das umfangreiche Milzbrandzelt u. a. m. Eine russische Stadt ist dort entstanden, Laden neben Laden, deren Besitzer meist Griechen und Kaukasier sind. In der sauberen Bäckerei gibt es Apfelkuchen und Süssigkeiten zu naschen, allerdings nur, wenn man über grosse Geldmittel verfügt. Marmeladen, Edamer Käse, roter Lachskaviar und Münchener Bier (drei Mark die Flasche), sind hier zu haben und weithin lockt das Gasthofschild „Zur Stadt Berlin." Ehe man dieses Lokal betritt, soll es rätlich sein, sein Leben zu versichern.

Eine unabsehbare Fläche, zuweilen von Lehmhütten oder Steinhäusern unterbrochen, liegt zwischen dem Bahnhof und dem ersten Eingangstor. Mukden wird von zwei Vorstädten ringartig umgeben, in der Mitte liegt die „City."

Der Verkehr ist so gewaltig, dass eine jede Fahrt nach Mukden viele Stunden beansprucht und in der

Die Hauptstrasse in Mukden.

Tat einem Korso gleicht. Jahrmarktähnliches Treiben herrscht in den Strassen. Arben, Rickshas und Fudutunken folgen einander in ununterbrochener Reihe, dazwischen Trains, Munitionsvorräte, Reiter, schreiende Ausrufer und Bettler — ein Kaleidoskop unvergesslicher Eindrücke.

Von den Dächern baumeln allerhand bunt bemalte, der Länge nach herabhängende Schilder auf die Strasse herab; hölzerne, vergoldete Stiefeln, Koch- und Porzellantöpfe, Abzeichen verschiedenster Art. Seltene Wohlgerüche entströmen den im Freien errichteten Garküchen. Hier werden auf offenem Kohlenfeuer Fleischstücken und Lauch gedünstet, Pasteten oder Gebäck hergestellt, Äpfel und Maronen geröstet. In hübschen Holzkästen kauft man süsse Backwaren, Zimmtrollen, Sterne und Plätzchen, die, wenn man nicht Zeuge der Zubereitung war, sehr schmackhaft sind. Quer über die Strasse spannen die Indigofärber ihre blauleinenen Zeugstücke — der beliebteste Bekleidungsstoff des Volkes — zum Trocknen aus.

„Fliegende Buchhändler" preisen wie bei uns ihre Schriften an. Für einen einzigen Kopeken lässt die Missionsgesellschaft die Evangelien vertreiben.

Vor den Stadttoren findet in der Morgenfrühe ein Fisch- und Gemüsemarkt statt; in grossen Mengen kommt dort das berühmte Shantungkraut zum Verkauf.

Die chinesischen Häuser, Fansen, sind einstöckig und aus Lehm gebaut. Ihre Vorderseite ist nach Süden gerichtet, damit nur gute Himmelseinflüsse Zugang finden. Zum Schutz gegen böse Geister, die sich den Kopf einstossen sollen, versperrt häufig eine vorgebaute Wand

den Eingang. Diese „Schattenmauer“ trägt auf der Innenseite symbolische Bilder.

Die Häuser der Wohlhabenden sind mit Schnitzereien verziert und von Holzveranden umgeben. Sie liegen meist in Seiten- oder Hintergassen, durch Höfe und Vorbauten aller Art den Blicken Neugieriger entzogen, da der Chinese sich ungern beobachten lässt. An den Haustüren kleben rote, mit schwarzen Buchstaben bedeckte Zettel. Allerhand gute Wünsche sind darauf verzeichnet, langes Leben, Reichtum oder 100×100 Kinder. Zuweilen sind diese Zettel weiss, das bedeutet einen Todesfall im Hause, denn weiss ist die Trauerfarbe der Chinesen. An Stelle der Fenster wird des Glasmangels wegen Papier verwandt. Ein hoher, pritschenartiger Aufbau aus Lehm und Ziegelsteinen, der „Kan“ dient als gemeinsame Schlafstelle und wird von Wärmeröhren durchzogen. Diese endigen in der auf dem Hof stehenden Esse, einem über mannshohen pyramidenartigen Lehmkegel. Während der Wintermonate hocken die Chinesen auch am Tag in wattierten pelzgefütterten Kleidern, die sie übereinander ziehen, regungslos auf diesem Kan.

Reiche Bauern verfügen über eigene Tennen. Das Getreide wird auf einem flachen, runden Stein von etwa 2 m Durchmesser mit einer gerippten Steinwalze gerollt, die Maultiere oder Esel in Bewegung setzen. Laternen aus Bambusgeflecht mit bunt bemaltem Ölpapier verklebt, das die Namen der Eigentümer in roter und schwarzer Schrift trägt, geben die nächtliche Strassenbeleuchtung ab. Nur selten begegnet man Chinesenfrauen; da ihnen das Gehen der verkrüppelten Füsse wegen beschwerlich ist, werden sie meist in Sänften

getragen. Je hochstehender die Chinesin ist, desto kleiner pflegen ihre Füsse zu sein. Schon im frühesten Kindesalter werden die vier Zehen durch baumwollene Verbände unter die Fusssohle gepresst. Hierdurch tritt die Verse nahe an den Ballen heran, und der Spann wird nach oben gewölbt, so dass eine Art Huf entsteht. Das Bein bleibt mager und die Gelenke werden steif.

Die Chinesinnen haben schwarz gefärbte Augenbrauen, eine dicke Puderschicht deckt ihr Antlitz, die Wangen sind bis zu den Augen rosarot bemalt, die Lippen kirschenfarbig. Sie tragen reichgestickte Seidengewänder, Jacken mit kostbarem Pelzfutter, Pumphosen, die an den Knieen mit Bändern zusammengebunden sind und winzige Seidenschuhe, die sie auch nachts nicht ablegen. Sogar die Handflächen und Finger sind geschminkt, auf die 6 cm langen Nägel werden spitze Silberetuis gestülpt. Alle Frauen sind barhaupt. In dem pomadisierten, straff anliegendem Haar befestigen sie Silberspangen, Perlenschnuren, Filigranschmetterlinge oder riesige Sträusse gelber und roter Blumen. Die auffallend hohe Stirn wird künstlich durch Ausreissen der Stirnhaare nach der Hochzeit herbeigeführt. Selbst die ärmste Kulifrau schmückt sich mit Ohrgehängen, Armbändern und Ringen, die vielfach einen Frosch, das Sinnbild ehelichen Glücks, tragen.

Der vornehme Chinese kleidet sich im grossen Ganzen wie der einfache Mann, nur wählt er Samt oder seidene Stoffe und zieht ein ärmelloses Jacket über das Unterkleid. Je nach dem Rang trägt er einen roten, blauen oder goldenen Knopf auf der Mütze.

In den Verkaufsläden werden nur minderwertige

Gegenstände zur Schau gestellt. Sobald der Chinese bemerkt, dass der Fremde nicht darauf eingeht, holt er bessere Ware aus den Vorratskellern. In einem besonderen Raum steht ein Ehrensitz für die Käufer bereit. Während die Gehilfen Blütentee kredenzen, der in der Tasse zubereitet und mit einer Schale bedeckt wird, lässt der Prinzipal vom Geschäftsführer die Waren vorzeigen.

Nun entspinnt sich ein gewaltiges Handeln, der Käufer entschliesst sich zum Fortgehen, dem Chinesen perlt der Schweiss von den Schläfen herab, er ruft den Betreffenden zurück, das Geforderte oft um die Hälfte herabsetzend. Ich versehe mich bei diesen Einkäufen mit Chokaladentafeln, die die Chinesen in ihrer kindlichen Art mit Freudenrufen begrüssen und die ich ihnen im geeigneten Moment zwischen die Lippen schiebe. Unsere Unterhaltung beschränkt sich auf „shipko shango" sehr gut, „puhau" — schlecht, und ähnliches. Es ist wunderbar, welch eine Welt von Gefühlen man in so ein paar armselige Worte, je nach dem Tonfall und Gesichtsausdruck, hineinlegen kann.

Höchst amüsant sind die grossen chinesischen Wirtschaften. Das einfache Publikum sitzt um einen Tisch herum, in dessen Mitte die Speisen auf einem Kohlenbecken dauernd warm bleiben, zahlungsfähigen Gästen wird in Einzelzimmern serviert. In kleinen Schüsseln reicht man 16—20 verschiedene Gerichte. Besonders munden überzuckerte Nüsse, Backwerk und geröstete Kastanien. — Winzige Vögel, knusperig gebacken, sind ein beliebter Leckerbissen. Hätte man uns nicht einen Gang aufgetischt, der allzu sehr an gebratene Mäuse er-

innerte und dem etwa fünfjährige Eier, ein chinesisches Leibgericht, folgten, so wären wir wohl nicht veranlasst worden, auf Lebzeiten alle chinesischen Lokale zu meiden. Gut nur, dass uns zwischen Teller und Lippenrand ein gutes Teil durch die ungewohnten Stäbchen verloren ging.

Ein schmaler Durchgang führt von der Restauration zu den halb verdunkelten Nebenräumen für die Opiumraucher. Auf niedrigen Bänken liegen diese abgemagerten Gestalten, blass, mit verzerrtem Gesichtsausdruck, unempfindlich gegen Berührung und Geräusche. Das Opium wird in Kügelchen gedreht und in Schachteln aufbewahrt. Man hält die einzelnen Pillen über eine Lampe mit offener Glasglocke; der Tropfen beginnt zu kochen und nimmt Birnenform an. Nun drückt man ihn in den Pfeifenkopf ein und sticht mit einer Nadel durch, damit ein Luftloch entsteht. Man nähert jetzt den Kopf der Lampe, das Opium brennt langsam und der Rauch wird in die Luftröhre eingezogen.

Dem Anfänger ist das Opiumrauchen zuwider, erst allmählich beginnt der Genuss. Der Körper, gleichsam aller leiblichen Bürde enthoben, wird im Reich der Fantasie von lieblichen Bildern umgaukelt. Desto schlimmer ist der Rückschlag, der den Raucher veranlasst, wieder zum Opium zu greifen, um den qualvollen Zustand in neuem Rausch zu vergessen. So lähmt der andauernde Gebrauch Willen und Arbeitskraft. Wehe jedem, der diesem Dämon verfallen ist!

Schuldner pflegt man hier zu Land hinter Schloss und Riegel zu setzen, bis sie ihre Gläubiger befriedigen können. Flehend strecken sie die Hände durch eine

kleine Öffnung in der Tür ihres Käfigs. Die Vorübergehenden werfen ihnen Münzen zu, bis sie die oft erst nach Monaten zusammengebettelte Summe aus dem Gefängnis erlöst. Mit ungeheurer Strenge geht die chinesische Gerichtsbarkeit vor, die heutigentags noch Folterqualen beibehalten hat. Wir sahen Diebe, die trotz eisiger Kälte auf offener Strasse hinter zwei Reihen hoher Stäbe mit schweren Ketten gefesselt waren. Die Füsse hatte man in Holzklötze gespannt, so dass die Gefangenen sich nur hüpfend vorwärts bewegen konnten.

Der Gerichtshof, der seine Sitzungen in offener Halle im vollen Ornat abhält, erhebt sich beim Eintritt von Fremden. Eine angebotene Zigarette wird von den Mitgliedern gern angenommen und gewissermassen als Dank fragt man die Gäste, welche Folter sie zu sehen wünschen. Selbstredend verzichteten wir auf Sondervorstellungen, so dass die Verhandlung ihren gewöhnlichen Weg nahm. Der Angeklagte kniet auf Ketten oder auf Scherben vor dem Richtertisch nieder. Die gebräuchlichste Folter ist die Bastonade auf die flache Hand, die mit Riemen auf ein Brett geschnallt wird. Mit einem drei Fuss langen, flachem Bambusstock sausen fünfundzwanzig und mehr Hiebe hinab. Wie wir hörten, gibt es etwa hundert verschiedene Folterarten, deren eine zu sehen, uns nicht erspart blieb. Am Ausgangstor des Gerichtsgebäudes kniete ein gekreuzigter Chunchuse. Ein scharfer Stachel im Kreuz zwang ihn, das Rückgrad vorwärts zu krümmen, damit sich die Spitze nicht in das Fleisch bohrte. Zehn Stunden musste er in dieser Stellung verharren.

Die Mukden rings umgebenden Felder gleichen einem

riesigen Friedhof, denn jeder Mandschure wünscht in der Nähe der berühmten Kaisergräber in „geheiligter Erde“ bestattet zu werden. Die Särge werden nicht versenkt, sondern auf ebener Erde niedergestellt, ein

Chunchuse, in die Folter gespannt.

kegelförmiger Hügel wird darüber aufgeschichtet. Tritt die Regenzeit ein, so pflegen die Niederschläge viele dieser Hügel fortzuwaschen und die widerlichen Ausdünstungen verbieten jede Annäherung. Um sich schon bei Lebzeiten an den Gedanken des Todes zu gewöhnen, sieht man häufig in den inneren Fansenhöfen

Särge stehen. Kinder pflegen dieses Geschenk ihren Eltern als höchsten Ausdruck der Verehrung zu überreichen.

8. Dezember.

Eine leichte Schneedecke lag auf den Feldern, als wir in grösserer Gesellschaft auf einem von vier Pferden gezogenen Leiterwagen zu den nordwestlich der Stadt gelegenen Kaisergräbern fuhren. Durch ein kleines Gehölz, in dem hohe Steinobelisken aufragen, gelangt man zu dem meist verschlossenen Süd- und Haupttor. Von dunklen Koniferen überragt, hebt es sich plastisch vom Hintergrund ab; durch den durchbrochenen Architrav blickt das blaue Firmament hindurch; rote, grüne und orangefarbene Porzellanziegel — letztere dürfen nur für kaiserliche Bauten verwendet werden — vervollständigen das farbenreiche Bild. Zu beiden Seiten des ersten Vorhofes führen das Ost- und Westtor, von alten chinesischen Grenzsoldaten bewacht, in die dunklen Gänge des heiligen Hains, während das mittlere, das ein schwarzer und ein grüner Drache flankieren, auf eine breite Allee mündet. Riesige Steinmonumente, Elefant, Pferd, Kamel und andere Tiere, erheben sich auf hohen Sockeln, von uralten Kiefern beschattet. Die Allee beschliesst eine prächtig in Marmor gehauene Schildkröte, das Symbol der Ewigkeit. Der Stein ist 5 m lang und trägt auf seinem Rücken eine 4 m hohe Monolithtafel mit verschiedenen Inschriften.

Den Eingang zum dritten Hof bildet ein Turm, zu dessen Galerien wir auf Treppen im Innern emporstiegen.

Diese Türme, Pagoden, werden aus 4—9 Stockwerken erbaut; sie sind durch nach innen gebogene

Dächer voneinander getrennt, von den Giebelspitzen hängen Glocken herab. Die umliegenden kleinen Bethäuser sind in den buntesten Farben gehalten und erinnern sehr an den indischen Baustil; zahllose Tierfiguren schmücken die Dachfirste.

Eingangstor zu den Kaisergräbern.

Ein purpurroter Säulenkranz umgibt jeden Tempel; auf ihm ruht das Dach, das bedeutend über die Tragbalken hinausspringt und dessen Architektonik sehr interessant sein soll; das Gesimse besteht nämlich aus einer Unzahl über- und ineinander geschobener Balken und Bälkchen, deren Tragkraft nach komplizierter, geistvoller, von unseren Architekten erst in der Neuzeit verstandener mathematischer Berechnung bestimmt ist. Nach diesem System sollen sich sogar grosse Eisenbahnbrücken bauen lassen. — Ein breiter, mit Zinnen eingefasster Steinwall, ähnlich unseren Festungsmauern, führt im Halbkreis um den hohen Erdhügel herum, der die kaiserlichen Überreste birgt. Eine vermauerte Stein-

tür kennzeichnet den Eingang, den Gipfel krönt ein einzelner Baum.

Hier ruht Narchazi, der Gründer der jetzt noch in China lebenden Tsing-Dynastie, der allmählich das Land eroberte, den Kaisertitel annahm und 1626 in Mukden starb.

Auf uns machte die Stätte den Eindruck tiefen, würdevollen Ernstes, ein heiliger Frieden schien durch die hohen Wipfel zu ziehen, leise ertönten die Glöckchen bei jedem Windhauch. Mit erfurchtsvoller Scheu erklärte uns Tschifu, dass durch den Glockenklang die Geister der Verstorbenen redeten.

An einem der Tempel wurde fleissig ausgebessert, vermutlich auf den Bericht General Kuropatkins nach Peking hin, die Heiligtümer gerieten in Verfall und angestellte chinesische Wächter schlügen Holz in den Hainen, um es vorteilhaft zu verkaufen. Ein kleines Bäumchen, das auf einen Säbelhieb zu Boden sank, folgte allerdings auch uns in unsere Erdhütte. Wenn es in wenigen Tagen im Weihnachtslichterglanz erstrahlen wird, kann uns der schlummernde Stammhalter der Mandschu-Dynastie sicherlich nicht grollen.

Was der Mond in der Christnacht 1904 erzählte.

Ein Weihnachtsmärchen.

„Ich komme soeben aus der Mandschurei", erzählte der Mond. Ihr wisst, ich kann das Land nicht leiden. Kein Vogel singt, keine Blume duftet, kein schönes Menschenantlitz ist zu sehen. Und nun gar jetzt dieser unglückselige Krieg! Felder und Dörfer sind vernichtet,

nur auf Elend schaut man herab. Dieses fortwährende Schiessen — ich ahnte garnicht, dass ich auch „Nerven" hätte, ach wie nervös bin ich von dem ewigen Geknalle geworden. Mich frösteIt, wenn ich über das Land hinwegziehe. Ich zähle die Stunden, bis ich unter dem Horizont versinken darf und mein altes Herz wird erst wieder fröhlich, wenn ich auf mein liebes Deutschland herabsehen kann.

Besonders heute hätte ich gern meinen Lauf beschleunigt, denn ich weiss, dass in Deutschland Christnacht gefeiert wird. O, wie erfreut es mich, sehe ich durch die Fensterscheiben hunderte von Lichtern auf grünen Bäumen erstrahlen. Der eherne Klang der Glocken schallt dann zu mir empor und aus Millionen von Menschenherzen dringt der Lobgesang „Ehre sei Gott in der Höhe" zum Himmel.

Ich zog recht mürrisch über die Mandschurei hin, mich langweilte die Reise und nur ab und zu warf ich einen Blick in die Tiefe. Unter mir lag die Hauptstadt Mukden, tot, wie ausgestorben. Nur weiter draussen, am Bahnhof, herrschte noch reges Leben. — Lokomotiven heulten, aus den Fenstern zahlreicher Eisenbahnwaggons und Baracken blinkten Lichter und vor einem grossen Gebäude, auf dem eine weissblaurote Flagge wehte, drängte sich eine Soldatenmenge. Ich liess meine Strahlen über die dunklen Erdhütten schweifen, da plötzlich erglänzte etwas unter mir. Es war das Dach eines weissen Häuschens, das erst vor kurzem neben jener grossen, hässlichen Bretterbude entstanden ist und mit seinen hellen Wänden sonderbar in dieser Umgebung anmutet. Ich hatte das Häuschen schon

öfters beobachtet. Mir gefielen die Luken und Fensterchen im Dach, durch die ich bequem hineinschauen konnte. Am Giebel wehten zwei weisse Fahnen mit einem roten Kreuz; da ich häufig in Genf gewesen bin, weiss ich sehr wohl, was das zu bedeuten hat. Ein grosser Doktor musste dort wohnen, denn oft spät abends, wenn alle anderen schon schliefen, wurden Männer in jenes Haus getragen und von barmherzigen Schwestern in Empfang genommen. Sie legten die Kranken auf einen weissen Tisch, der Doktor fühlte ihnen den Puls und brachte ihnen mit einem silbernen Messer viele Wunden bei. Da ich so etwas nicht sehen kann, wollte ich mich abwenden, aber den Männern schien es gar nicht weh zu tun, sie schliefen sogar ein; beim Erwachen drückten sie dem Doktor, von dem ich dachte, dass er sie quälte, die Hand und schauten ihn dankbar an.

Heute waren alle Fenster des Häuschens erhellt. „Der arme Doktor muss sich wieder so spät am Abend plagen", dachte ich, „ich will doch einmal nachsehen, was er tut." Durch ein Fenster schaute ich in einen kleinen Raum hinab. Das musste die Studierstube des Arztes sein, denn da lagen riesige Stösse von Büchern und bunte Karten hingen an den Wänden. Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und hinein flogen, mit einem hörbaren Ruck, zwei Offiziere. Ja, was war denn das? ich habe doch auch so eine kleine Ahnung von Uniformen, das mussten zwei preussische Majore sein. Die Tür wurde krachend hinter ihnen zugeworfen, sie waren eingesperrt. Was hatte das zu bedeuten? Sie sahen beide gar nicht krank aus, aber vielleicht — ihr Gebaren liess es fast vermuten — waren sie geistig etwas gestört.

Immer wieder rüttelten sie an der Pforte, und immer wieder schlug man sie ihnen vor der Nase zu. Es war schrecklich anzusehen, wie beide im Zimmer umherrasten. Eine Weile verging, dann wurde die Tür wieder aufgerissen und neue Kranke in das Zimmer befördert. „Der Doktor geht sehr unsanft mit seinen Patienten um", dachte ich bei mir. Die Neuangekommenen sahen aber auch schrecklich aus. Sie trugen wilde Bärte und hohe Stiefeln, wahrscheinlich waren sie ausgebrochen und wieder eingefangen worden. Einer musste besonders gefährlich sein, denn er hatte eine breite rote Binde um den Arm; dass dies eine Verrücktenanstalt war, unterlag keinem Zweifel mehr. Aber diesmal hatte ich mich geirrt.

Auf dem Korridor, der in der Mitte des Häuschens liegt, ertönte eine Glocke. Der Doktor öffnete ganz behutsam die Tür und liess die vermeintlichen Kranken heraus. Im dunklen Gang standen drei weissgekleidete Frauen mit dem roten Kreuz auf der Brust. Jetzt erkannte ich sie, das waren die barmherzigen Schwestern, die ich oft am Abend beobachtet hatte. Freundlich nickten sie den Männern zu. Horch! Kling, klang! Die Tür zu einem grösseren Raum flog auf und hell erstrahlte ein schön gewachsener, bis zur Decke reichender Weihnachtsbaum mit Äpfeln, Silbernüssen, Sternchen, goldgelben Mandarinen und unzähligen bunten Kerzen geschmückt. Unter einem zweiten kleinen Bäumchen standen „bunte Teller" mit Mukdener Süssigkeiten, überzuckerten Nüssen und Kuchen. Träumte ich, oder wachte ich? War ich etwa zu schnell gelaufen und bereits in Deutschland angelangt! Nein, ich irrte mich nicht, dort, ganz in der Nähe, lag ja der uralte, heidnische Turm von Mukden.

Tausende von Jahren bin ich über dieses Land hinweggezogen, aber noch nie hat hier ein Christbaum gestrahlt. Jetzt erst begriff ich alles. Deutsche waren es, die fern von der Heimat sich vereinten, das deutsche Weihnachtsfest zu feiern. Die fremden Männer schienen aber ebenso überrascht zu sein, wie ich. Einen Augenblick lang schauten sie regungslos auf den brennenden Baum, dann eilten sie auf den Doktor und die drei Frauen zu und drückten ihnen bewegt die Hände. Weihnachtsglanz leuchtete aus aller Mienen und aus fröhlichen Herzen tönte „Stille Nacht, heilige Nacht" zum Himmel empor.

Als das Lied verklungen war, trat der Hausherr, das war der Doktor, vor und ich hörte, wie er zu sprechen begann:

„Wenn heut daheim die Weihnachtsglocken läuten,
Zieht durch die Luft ein leises Tönen, Klingen,
Ihr hört im Geist die Weihnachtsweisen singen
Und unsre Teuren träumen in die Weiten.
Lasst, Freunde, Euch des Frohsinns nicht berauben,
Es leitet unsern Weg ein höhrer Wille,
Laut tönt zu Euch aus dieser Lichterfülle
Das Wort: „Ihr sollt an bald'ge Rückkehr glauben."

Da sah ich aller Augen feucht werden und aus dem kleinen Häuschen hörte ich ein leises Klingen durch die Lüfte ziehen, das waren Gedanken und Gebete, die zu den Lieben im Heimatland hinflogen.

Nun erhob eine der weiss gekleideten Frauen ihre Stimme. Ich legte mein Ohr dicht an den Lukenrand, und obwohl ich nicht alles vernehmen konnte, drangen doch ein paar Verse zu mir empor.

Weihnachtsglocken, Weihnachtslieder
Hallen heut im Herzen wieder,
Aus der Tanne dunklen Zweigen
Heimatliche Bilder steigen.

Mir, dem alten Mond, wurde ganz rührselig zu Mut. Es war gut, dass mich niemand ansah, denn eine grosse Träne lief mir über die Wange herab und ich schämte mich sehr.

Jetzt ertönte der Ruf des Hausherrn „Tschifu." Ein Chinese trat ein. Sein freudig grinsendes Antlitz zeigte, dass er an der allgemeinen Weihnachtsstimmung teilnahm. Er war in einen schneeweissen Anzug gekleidet und sein langer, schwarzer Zopf baumelte zwischen zwei mit weissen Tüchern umwickelten Körben, die er auf den Armen trug und vorsichtig vor dem Weihnachtsbaum niederstellte. „Julklapp", sagte Tschifu, das wird wohl auf Chinesisch „fröhliche Weihnachten" bedeuten. Aus den Körben wurden Pakete herausgenommen, die mit Aufschriften versehen waren. Es mussten komische Dinge zum Vorschein kommen, denn alle lachten sehr. Jeder einzelne wurde vielfach beschenkt, dafür musste er ein Gedicht aufsagen und machte allen eine tiefe Verbeugung. Das war sehr drollig!

Ich war recht hungrig geworden und freute mich, als sich die fröhliche Gesellschaft endlich an eine lange, schneeweiss gedeckte Tafel setzte, die mit Tannen und Mispelzweigen geschmückt war. Bunte Laternen erhellten den Raum, weisse und rote Beerengirlanden hingen von der Decke herab. Man schmauste herrliche Sachen und ich kostete alles. Am besten gefiel mir ein riesiger Vogel, „Trappe" nannte ihn die Hausfrau. Ich

kenne nur wenige Vögel, denn die schlafen meist, wenn ich meine Laufbahn am Himmel beginne. Zuletzt aber gab es mein Leibgericht, Chokoladencrême. Obgleich der Hunger gestillt war, soviel Esswaren habe ich in der Mandschurei noch nie zu sehen bekommen, konnte ich mich nicht enthalten, mit einem Strahl durch die Dachluke in die grosse Schüssel herabzutauchen.

Zum Glück fielen meine Augen auf eine Wanduhr. O weh! Beinah hätte ich meine Pflicht vergessen. Es war höchste Zeit für mich, aufzubrechen. Schon herrschte um Mukden emsiges Leben, vom Schahe her tönte schon wieder der schreckliche Kanonendonner.

Noch einen letzten Blick warf ich auf die fröhlichen Menschenkinder im weissen Häuschen hinab, dann zog ich weiter und ergoss meine Strahlen über das liebe Deutschland. Die Christnacht war angebrochen. Aus allen Städten und Dörfern erdröhnte der eherne Klang der Glocken, der Ton von Posaunen und aus Abertausenden von Menschenkehlen schallten Weihnachtslieder zum Himmel empor. In den Häusern ertönte Jubel, aus den Fenstern blinkten unzählige Lichter, auf grünen Zweigen war ein neuer Frühling angebrochen.

Da — mitten hindurch durch den Festjubel hörte ich ein leises Tönen und Klingen. Es stieg von der Erde empor, über Wälder und Höhen, über Flüsse und Täler in weite, weite Fernen. Ich aber wusste, was diese Klänge bedeuteten, wohin sie zogen und ihr, wisst ihrs nicht auch?"

15. Dezember.

Seit einigen Tagen herrscht grimmige Kälte. Ein Sturmwind fegt von Ost, der Boden ist steinhart gefroren.

Wir leben in gespannter Erwartung, denn noch ist keine Nachricht von General Mischtschenko eingetroffen, der mit 7000 Reitern in Eilmärschen längs der neutralen Grenze am Liao-he nach Süden gestürmt ist. Er beabsichtigt, die Eisenbahnen und Brücken im Rücken des Feindes zu zerstören und, wenn möglich, bis nach Inkau und Niutschwang vorzudringen. Wir verhehlen uns nicht, dass das kühne Reiterstück mit furchtbaren Strapazen und Menschenopfern verbunden sein wird. Der Befehl, umfassende Vorbereitungen zur Aufnahme der Zurückkehrenden zu treffen, ist bereits ausgegeben. Ob wir übermorgen die deutsche Jahreswende noch festlich begehen können, scheint ungewiss.

Endlich ist unsere Semlianka fertig gestellt. Wände und Decken sind mit Filz beschlagen und schneeweissem Drell bespannt. Auf dem Fussboden, über einer Schicht von Gaoljan, liegen Strohmatten. Auch die Öfen sind weiss und strömen gewaltige Hitze aus. Da der Boden während des Baues gefroren war, taut er durch die jetzige Ofenwärme auf; infolgedessen herrscht überall ein dunstiger Erdgeruch, der sich auf Kopf und Lungen legt. Mit der Lüftung ist es schwach bestellt, nur ein einziges Fenster lässt sich öffnen. Auf dem dunklen Gang sickert die Feuchtigkeit durch die Wände. Unsere Stiefel und andere Gegenstände können wir vor dem Verschimmeln nur dadurch bewahren, dass wir alles in den luftdicht verschliessbaren Eisenkoffern unterbringen. Mein Mann und ich haben das erste Stübchen bezogen, nebenan liegt das kleine Esszimmer, dann folgt das Zimmer für unsere beiden Schwestern, ein Ärzteraum und die Küche, die sechs Privatsanitäre beherbergt.

Für Natascha ist aus Brettern ein kleiner Winkel abgeteilt worden, über den sie sehr glücklich ist. So bilden wir, von allen unserem Punkt zukommandierten Ärzten und Schwestern getrennt, eine kleine Familie.

Zur Sylvesterfeier hatten wir wiederum unsere deutschen Freunde eingeladen, die wir, wie immer, in der Döckerschen Baracke empfingen. Nach einem kurzen, tiefempfundenem Abendgottesdienst des livländischen Pfarrers, der den 90. Psalm als Grundlage wählte, forderten wir die Gäste zur Besichtigung der Erdhöhle auf. Dort waren alle Festvorbereitungen getroffen. Unser Zimmer erstrahlte im Glanz vieler Lampen und Laternen, chinesische, bunt bemalte Bilder hoben sich von den weissen Wänden wirkungsvoll ab. Scharlachrote Vorhänge schmückten die Fenster, unser Teppich aus Sachalin deckte den Fussboden. Eine grosse Palme prangte in der Ecke, und ein Tiger, der an ihr herabkletterte — die Chinesen bieten auf den Strassen diese Scherzartikel an — gaben dem Raum etwas Orientalisches. In der Mitte stand die hübsch gedeckte Tafel, auf jedem Tisch lag ein launiges Verschen als Tischkarte. Die Überraschung war uns wohlgelungen und steigerte sich noch, als eine Neujahrsgans, mit Maronen und Äpfeln gefüllt, aufgetragen wurde, die mir Tschifu nach langem Suchen in Mukden besorgt hatte. Den Höhepunkt bildete der Schluss des Soupers. Auf feuerrot bezogener Platte setzte Vikenti etwas nie Gesehenes behutsam auf den Tisch nieder. Eine runde Form aus klarem Eiskristall umschloss einen Reispudding — Reis am Sylvester bedeutet Reichtum — mit goldener Eierpunschsauce umgeben, alles war zu Eis gefroren. Immer wieder

wurde die kunstvolle Hülle, die alle zuerst für Glas gehalten hatten, befühlt. Es war nicht zu leugnen, sie bestand aus reinstem Natureis und die Herstellung blieb ein Rätsel! Allnächtlich herrschte nämlich in unserer Baracke starker Frost. Am Morgen des 18./31. Dezember hatten wir zufällig im Boden des Kochapparates für steriles Wasser jenes künstliche Eisgebilde entdeckt, das, sorgsam herausgehoben, sich bei der grossen Kälte bis zum Abend erhielt.

Kurz vor dem Jahresschluss begrüsste ich die Gäste:

Nur wen'ge Stunden, dann entschwindet
Das alte Jahr im Zeitenschoss
Und von der Schicksalsspule windet
Die Parze ihren Faden los.

In diesen flüchtigen Minuten
Sei rückwärts unser Blick gelenkt,
Aus der vergangnen Tage Fluten
Steigt manches auf, das längst versenkt.

Von der Erinnerung umschlungen
Scheint auch das Schwerste hell und licht;
Wer nie die Finsternis durchdrungen,
Der kennt den Glanz des Tages nicht.

Lasst aufwärts uns die Blicke heben
Mit unsern Lieben nah und weit,
Frisch-froher Arbeit, ernstem Streben
Sei 1905 geweiht!

Hübsche Toaste folgten. Wenige Minuten vor Mitternacht ergriff mein Mann das Wort. Zwölf dumpfe Schläge, wie von der Turmuhr eines deutschen Städtchens, tönten in unser Erdreich hinab. Den zwei üblichen

Wünschen Gesundheit und Zufriedenheit fügte mein Mann einen Dritten „Glückliche Heimkehr“ hinzu. Eine mit Früchten belegte Torte mit der Jahreszahl „1905“, die ein Soldat für uns gebacken hatte, liess uns fast vergessen, dass wir im fernen Osten, im Schoss der Erde, die Jahresgrenze überschritten hatten.

XII.

Der Winterfeldzug.

20. Dezember.

Vorgestern wurde die Offiziersbaracke vollendet. Sie ist ganz in den livländischen Farben, rot-grün-weiss, gehalten. Ein roter Streifen schliesst die weisse Bekleidung der Wände oben und unten ab, grüne Vorhänge mit chinesischen Drachen zieren die durch Zuggardinen verhüllten Fenster, eine Palme, mit der russischen Fahne drapiert, beschattet den Arbeitstisch des Arztes. Sogar die chinesischen Waschschalen, die sehr an unser Bürgeler Fabrikat in Form und Farbenzusammenstellung erinnern, sind dem Ganzen angepasst. Diese hübsche Ausstattung ist grösstenteils das Verdienst unserer „Schwester Lina", die es versteht, den einfachsten Raum nicht nur wohnlich zu machen, sondern ihm einen gewissen „;Chik" zu verleihen. Ihr wird die schwere Aufgabe zu teil, ausser der Pflege der Offiziere, die Leitung dieser Baracke zu übernehmen, ein Amt, das nicht nur eine geübte Krankenschwester, sondern auch wirtschaftliche Kenntnisse, Umsicht und Strenge gegenüber dem Sanitätspersonal erfordert. Ihre achtunggebietende Sicherheit, die in einem Offizierslazarett an der Front dringende Notwendigkeit

ist, gereicht meinem Mann zur grössten Genugtuung und erleichtert ihm die schwere Arbeit um Vieles.

23. Dezember.

Am 21. Dezember kam der Verwundetentransport des Mitschenkoschen Zuges in Mukden an. Um 5 Uhr

Beförderung Schwerverwundeter auf Räderkarren in das Lazarett.

morgens wurden wir geweckt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, ein kaltes Morgenrot beleuchtete matt die Eisenbahnwaggons, Zelte und Erdhütten waren in Nebel getaucht. Von Ferne hörte man das Knarren und Knirschen der Räder über den hart gefrorenen Boden. Eine endlos scheinende Reihe von Dwukolken und federlosen, chinesischen Arben zog an uns vorüber. In Stroh vergraben, mit Decken umhüllt, lagen die Verwundeten in den Wagen. Die hohen Pelzmützen tief

über das Gesicht gezogen, warteten sie regungslos auf Erlösung von den oft entsetzlichen Qualen. Manche waren bereits vor acht Tagen verwundet und konnten nicht heimgeschickt werden. Mit Knochenbrüchen, fast ohne Verband, ohne Nahrung, ausser hie und da einen Schluck heissen Tees mussten sie, bei eisiger Kälte auf jenen Marterwagen liegend, sich hin und her schütteln lassen. Viele sind auf dem Tranport den entsetzlichen Verletzungen erlegen. Einige waren vollständig teilnahmlos und verstanden kaum, dass sie jetzt gerettet waren, dass die erstarrten Glieder gewärmt, der Hunger gestillt werden sollte. Behutsam wurden sie in die warmen Hütten getragen und zu allererst mit Brot und Tee gestärkt. Den Offizieren winkte ein Schinkenbutterbrot entgegen, und es war erschütternd, zu sehen, wie starke Männer bei diesem ungewohnten Anblick die Rührung packte.

Einem neunzehnjährigen Freiwilligen war der Oberschenkel durchschossen, der Knochen in hunderte von Splittern zersprungen. Durch die Fahrt auf federlosem Karren war eine schwere Vereiterung hinzugetreten; hoch fiebernd kam der fast zum Skelett abgemagerte auf den Operationstisch. Nach langer schwerer Operation musste der Ärmste, von den Fusszehen bis zur Brust hinauf, im Gipsverband in seinem Bett liegen. Auch das rechte Handgelenk war zerschossen; mit der linken Hand versuchte er gestern seiner Mutter zu schreiben, aber zu schwach, diktierte er Schwester Lina folgende Zeilen: „Ich bin nur leicht verwundet, sorge Dich nicht, in einer Woche sitze ich wieder zu Pferde!“ Wir wissen besser, was ihm bevorsteht.

Flehentlich bat ein grusinischer Leutnant, ihn nicht

zu untersuchen, er hätte nur einen Schuss durch die Haut. Nur mit vieler Mühe liess er sich bereden, die Filzstiefel abstreifen zu lassen und mein Mann fand einen entsetzlichen Splitterbruch des Unterschenkels, der eine fast einstündige Operation erforderte. Nicht nur die Offiziersbaracke ist bis auf den letzten Platz besetzt, auch in der grossen Erdhütte liegen die tapferen Kämpfer in langen Reihen.

Oberleutnant J., unser Grusinier und der Reiteroberst v. K., der leicht verwundet ist, schilderten in bewegten Bildern die Erlebnisse der letzten 14 Tage. Ohne längere Pause, fast ununterbrochen, von kleinen feindlichen Abteilungen nur selten angegriffen, war das kühne Korps bis etwa nach Haitschöng vorgedrungen. Sprengung der Brücke war das Ziel, das man aber nur teilweise erreichte. Nun ging die „verwegene Jagd" nach Niutschwang, wo die grossen Vorräte des Feindes vernichtet wurden. Dort gab es einen harten Kampf. Im Schein des Feuers waren die über das Feld jagenden Reiter dem Japaner ein gutes Ziel, und mancher stürzte, tödlich, getroffen zu Boden. Mit dem Schwerte galt es, den Rückzug zu erzwingen, den die Japaner abgeschnitten hatten. Dies war um so schwieriger, weil alle Verwundeten mitgenommen werden mussten. Feurig blitzten die dunklen Augen des Grusiniers, als er wehmütig lächelnd schloss: „Und wir hätten doch noch mehr erreichen können!"

2. Januar 1905.

Neben unserem Lazarett hat der treffliche Priester Makarenko aus Bernaûl, eine überall im Kriege bekannte und beliebte Persönlichkeit, mit genialer Geschwindigkeit

eine Kirche aus Riesenzelten errichtet. Am russischen Weihnachtsabend riefen zum ersten Mal die Glöckchen zum Gottesdienst, das klang wunderbar feierlich in der fremdländischen Umgebung. Wir brannten unseren Weihnachtsbaum an jenem Abend nochmals für die Soldaten in der Semlianka an, die, obwohl sie den eigentlichen Sinn nicht verstanden, doch ihre herzliche Freude am Lichterglanz hatten.

Am Silvesterabend alten Stils forderte Kammerherr v. A., nachdem er eine Stunde gemütlich bei uns verplaudert hatte, unsere Abteilung persönlich auf, an der allgemeinen Feier des Roten Kreuzes bei ihm teilzunehmen. Im Hof der uralten „Kumirnja", dem Wahrzeichen Mukdens, von deren ehrwürdigem Turme der Halbmond herabschaut, ist augenblicklich die Wohnung des Oberbevollmächtigten mit seinem Stabe in einem grossen Zelte aufgeschlagen. An langen Tafeln, mit dem Roten Kreuze auf weissem Grunde in vielen Variationen geschmückt, nahm eine nach Hunderten zählende Menge Platz, die das gleiche Zeichen verbindet. Deklamationen belebten den festlichen Abend, der uns wieder in das ruhige Gleichmass langer Arbeitstage hinüberleitete.

3. Januar.

Von Mund zu Mund pflanzt sich die erschütternde Nachricht vom Fall Port Arthurs fort, und in richtigem Verständnis der ungeheuren Tragweite des Ereignisses drängt sich jedem die Frage auf: „Was wird die nächste Folge sein?" Schon vor 14 Tagen waren Gerüchte aus der glänzend verteidigten Festung, die die Japaner mit fanatischer Zähigkeit immer wieder zu stürmen versuchten,

Die Pagode in der Vorstadt Mukdens.

zu uns gedrungen, General Stössel beabsichtigte die Übergabe. Lebensmittel, Munition, Verbandmaterial, alles ginge zu Ende, und innerhalb der Festung, die fast acht Monate hindurch jedem Angriff getrotzt hatte, herrsche Uneinigkeit. Der grösste Held Port Arthurs, General Kondratenko, war am 1. Dezember getötet worden. Er und vier seiner Offiziere wurden von einer Granate zerrissen. General Stössel, das Aussichtslose der Lage einsehend, kapitulierte, um das furchtbare, sicher bevorstehende Blutbad in den Strassen der Stadt zu vermeiden. So wurde in den letzten Tagen des Jahres das Schicksal der stolzen Feste besiegelt. Jetzt weht die aufgehende Sonne über Port Arthur, das sich mit einer, in der Weltgeschichte fast beispiellos dastehenden Tapferkeit verteidigt hat.

7. Januar.

Vorgestern liess der Oberbefehlshaber General Kuropatkin telephonisch anfragen, wo die Verwundeten des Mitschenkoschen Zuges untergebracht seien, und stellte seinen Besuch für den kommenden Tag in Aussicht. Es war gerade am Jordansfest, einem der grössten russischen Feiertage, — die Wasserweihe in Erinnerung an die Taufe Christi durch Johannes den Täufer. Langsam rollte der Zug des Höchstkommandierenden vor den Fenstern unserer Semlianka vorüber und lief in den wenige Minuten von hier entfernten Bahnhof ein. Mit seinem Gefolge durchschritt der General unsere grosse Soldatenbaracke, den verwundeten Soldaten Georgenkreuze unter gütigen Worten austeilend. Da machte mancher Schmerzenszug einem strahlenden Lächeln Platz und liess das körperliche Weh in dem Bewusstsein erfüllter Treue

gegen das Vaterland auf kurze Zeit vergessen. Vor dem Offiziersraum erwarteten vier Schwestern den General, der, liebenswürdig mir die Hand reichend, fragte, wie es uns ginge, ob wir froh seien, so viel Arbeit zu haben und uns herzlich für die Pflege dankte. Nachdem er den Offizieren Orden überreicht und mit jedem freundlich geredet hatte, begaben sich alle zu kurzer Andacht in das Kirchenzelt. Sodann nahm der General den Rapport entgegen, und unter lautem Hurrarufen und Mützenschwenken der Umstehenden bestieg er seinen Wagen.

10. Januar.

Man rüstet sich wieder; am äussersten linken Flügel soll bereits seit zwei Tagen der Kampf toben, wir evakuieren Alles.

Die Stellung der beiden feindlichen Parteien hat eben manches Originelle; eigentlich spielt sich, bis auf die fliegenden Geschosse, alles unter der Erde ab.

Es heisst, dass Bewegungen der Heere augenblicklich sehr leicht seien, da der Boden festgefroren und die Flüsse überschreitbar sind; doch die Unmöglichkeit des Biwakierens bei 18—20 Grad Kälte hemmt die Ausführung jeden Planes. Im Gegenteil verschanzen, wie gesagt, beide Heere sich immer mehr und die Situation, wie sie sich heute dem harmlosen Zuschauer darbietet, mag in der Geschichte der Kriegsführung einzig dastehen. Auf höchstens 1600 Schritt, oft sind es bloss 800 — stehen die Heeresmassen einander so nahe gegenüber, dass eine auf dem Bajonett über die Tranchee gehobene Fellmütze sofort als lustiges Ziel benutzt wird; als unsere Herren neulich am Putilowhügel entlang ritten, flog eine

japanische Visitenkarte in Form eines Schrapnells an die eben von ihnen verlassene Stelle.

In der Stille der Nacht hört man den Feind sprechen. Manchmal unterhalten sich unsere Soldaten mit den Japanern, von denen viele vorzüglich russisch sprechen, man schimpft gutmütig auf einander und fordert zu einem Glas Tee oder einem Löffel Kohlsuppe auf.

Die Japaner lassen unsere Soldaten, wenn sie keine Gewehre mithaben, unbehindert Holz und trockenen Gaoljan aus der neutralen Sphäre holen; auch Wasser schöpfen beide Partien abwechselnd aus dem Fluss.

Die Wachtposten in ihren kleinen Wallgräben trennt eine Entfernung von nur 40 Schritt. Sie sehen einander, schiessen aber nicht.

An einer Stelle haben die Russen sogar einen Briefkasten an einem Baum befestigt und einen schriftlichen Verkehr mit dem Feind eröffnet. Die Japaner pflegen mitzuteilen, dass sie viel Branntwein hätten, worüber sich die Russen ärgern, da sie keinen besitzen, und diese wiederum von ihrer guten Verpflegung erzählen, die die Japaner mit Neid erfüllt.

11. Januar.

Da wir den Mukdener Kaiserpalast noch immer nicht gesehen hatten, benutzten wir nach langen Wochen einen freien Nachmittag zu einer Stadtfahrt. Ausser den deutschen Attachés hatten sich einige andere Militäragenten angeschlossen, mit denen wir in guten Beziehungen stehen. Es begleiteten uns der bulgarische Oberst, der argentinische, schwedische und norwegische Attaché.

Eine riesige Fläche umgibt das alte Residenzschloss der Mandschu. Schildwachen mit rotbebänderten Piken

Der Speisepavillon im Kaiserpalast zu Mukden.

stehen an den Eingängen des schon seit langem unbewohnten Baues. Da wir die Erlaubnis des Stadtkommissares erwirkt hatten, wurden wir bereitwillig überall herumgeführt. Die bis zu fünf Stock hohen Pavillons und kleinen Tempel tragen den uns schon bekannten chinesischen Charakter, leider geht Alles dem voll-

Der Thronsessel der Mandschu-Dynastie.

ständigen Verfall entgegen. Teilweise bröckeln die Mauern ab, in Fetzen hängen die Papierscheiben hernieder, bunte Porzellanziegel, Hunde und Drachenköpfe sind von den Dächern abgestürzt und liegen auf dem Erdboden herum, auf morschen, halbvermoderten Treppen steigt man zu den Gallerien empor. Nur der Thronsessel mit reicher Holzschnitzerei und bunter Bemalung hat die

Vor dem Kaiserpalast in Mukden.

Jahrhunderte überdauert. Die berühmte chinesische Bibliothek, ein Schatz von unermesslichem Wert, wird während des Krieges in Kisten verpackt gehalten, um jeden Augenblick in Sicherheit gebracht werden zu können. Inmitten eines der Höfe von der Ausdehnung eines riesigen Reitplatzes steht ein Pavillon, den etwa 100 Häuschen umgeben. Dort werden die Klausurarbeiten zur Erlangung hoher Staatsstellen geschrieben, die unter 1000 Kandidaten meist nur zwei bestehen. Nach bestandenem Examen pflegt man weniger den jungen Doktor, als seine Eltern mit Ehren zu überschütten.

12. Januar.

Gestern Abend berief Kammerherr v. A. unerwartet eine Versammlung der Chefärzte, da Alles für bevorstehende Schlachten vorbereitet werden müsse. Er bestimmte 16 Ärzte und 45 Schwestern für unseren Sortierungspunkt und befahl, Fehlendes anzuschaffen. Vereint schritten wir ans Werk; die Neuhinzugekommenen übernahmen die Einrichtung der Zelte, die, mit Strohmatten ausgelegt und wohlerwärmt, ihren Zweck gut erfüllen werden. Unseren Instrumentenvorrat zerlegten wir in drei Teile, ein Beweis, wie reichlich wir ausgestattet waren, haben wir doch mehr als die Hälfte in Eho zurückgelassen. Im Operationszimmer der Döckerschen Baracke stellten wir einen grossen Feldkocher für Instrumente auf, der mit Holz oder Kohlen heizbar ist, da kein Spiritus mehr zu beschaffen war. Die grossen, bereits früher beschriebenen Vorräte an sterilem Verbandszeug wurden in Kisten rings an den Wänden aufgestapelt, vom Gipsverband bis zur Laparatomie ist alles vorgesehen.

In unserer Semlianka hiess es nun, auf Gemütlichkeit

verzichten. Das hübsche Esszimmer, das einzige Fleckchen, wo man sich während der Mahlzeit ein wenig ausruhen konnte, gaben wir auf, um mehrere der hinzukommandierten Ärzte dort unterzubringen; auch die anderen Räume wurden übervoll besetzt, so dass sich ein buntes Leben unter der Erde abspielte.

Es wimmelt förmlich von roten Kreuzen; Schneeflocken wirbeln durch die Luft, eine weisse Decke birgt die Zeltstadt, und heftig donnern die schweren Geschützsalven aus der Ferne.

Gestern verliessen uns unsere lieben Freunde, die preussischen Majore, um sich ihren Armeekorps anzuschliessen, nachdem sie uns noch zum Abschiedssouper im Waggon der ausländischen Attachés liebenswürdig eingeladen hatten. Nun sind alle in die verschiedenen Himmelsrichtungen verstreut, und nach einer uns soeben zugegangenen Nachricht, steht für heute grosser Angriff in Aussicht. Unaufhörlich rollen Eisenbahnzüge hin und her, die auch des Nachts unsere Semlianka erdröhnen lassen. So stehen wir am Vorabend grosser Ereignisse.

22. Januar.

Die Abendluft trägt leise zitternde Schwingungen des Glöckchens, das zum Gebet im nahen Kirchenzelt ruft, zu mir herüber. Friedlich versammelt sich die kleine Schar der Gläubigen in demselben Raum, der noch vor wenigen Tagen acht Operationstische umfasste und wo eine Zahl von sechzehn Ärzten den Verwundeten die erste Hilfe angedeihen liess. Es scheint eine Stille eingetreten zu sein, aber wohl nur die Stille vor dem Sturm; sie ist den grossen Einleitungskämpfen gefolgt, die unseren Sortierungspunkt mit Arbeit überschwemmten.

Die letzten kriegerischen Ereignisse spielten sich etwa 18 km weit von uns entfernt auf dem rechten Flügel ab, wo das am Hunhe befindliche 8. Korps und das 1. sibirische Armeekorps unter General von Stackelberg, sowie das dahinterstehende „kombinierte Schützenkorps" — die 2. Armee des Generals Griepenberg — bestimmt waren, den Hauptangriff gegen den japanischen linken Flügel auszuführen. Inzwischen versuchte das 10. Korps, dessen Chef der neu ernannte Generalleutnant Z. ist — früher Kommandant des Wyborg-Regiments des Deutschen Kaisers —, die Japaner aus den eingenommenen Dörfern zu verdrängen. Dies gelang ohne allzu grosse Verluste, jedoch liegen die feindlichen Hauptstellungen noch weiter rückwärts am Schahe. Nach den Erzählungen hier durchziehender Soldaten, muss das Elend der ihrer Dörfer beraubten Chinesen herzzerreissend gewesen sein. Die Japaner hatten die Leute in ihren Behausungen gelassen, vermutlich, um sie zu Schanzarbeiten zu verwenden. Nun wurden die Dörfer vom russischen Feuer ganz zerstört, die Chinesen aber zusammengetrieben und in Mukden untergebracht; eine dringend notwendige Massnahme, da es sich herausstellte, dass die Chinesen meist auf japanischer Seite stehen, und Spionendienste verrichten. Leider gelang es trotz mehrtägiger Belagerung nicht, das vom Feind stark befestigte Dorf Ssandepu einzunehmen, um so die japanische Flanke zu umfassen. General Stackelberg verlor dabei 8000 Mann, und musste über den Hunhe zurückkehren. General Mischtschenko, der westlich von dort mit seiner Kavallerie stand, wurde verwundet; die Kämpfe sind bis auf weiteres eingestellt worden. Zum Glück für die

Kranken, möchte ich sagen; denn die Verwundungen, die diese wenigen Tage mit sich brachten, sind so enorm, dass es unsere ganze Kraft erforderte, den Ansprüchen, genügen zu können. Immer wieder muss ich betonen, wie rührend die Offiziere und Mannschaften in ihrer Geduld und Dankbarkeit für eine jede Hilfeleistung und kleine Erleichterung ihres Loses sind. Es waren furchtbare Tage, als ein Sanitätszug nach dem anderen an unserem Verbandspunkt vorüberrollte. Nicht Transportfähige brachte man auf Tragbahren in die verschiedenen Lazarette, nachdem sie unseren allgemeinen Sortierungspunkt passiert hatten; bis spät in die Nacht hinein und vom ersten Morgengrauen ab, nahmen wir Schwerverwundete auf. In den Warenwaggons hat man auf Bretterlagen vermittelst Strohsäcken Lager für leichtere Fälle geschaffen. Aber der eiserne Ofen und der geringe Holzvorrat vermochten nur mangelhaft Hitze zu geben; so mancher zog sich noch eine innere Erkrankung zu, bis er das ihm bestimmte Hospital erreichte. Wie oft konnte auch da ihm nicht mehr geholfen werden! Die in unserem Lazarett Verstorbenen wurden in eines der Zelte getragen, das wir als Totenzelt bestimmt hatten. Von dort aus brachte man sie auf das Feld hinaus, wo riesige Massengräber im hart gefrorenen Erdboden ausgeschaufelt wurden.

Am zweiten Schlachttag wurde der Bruder und Schwager unserer Natascha im Lazarett eingeliefert; dieser hatte einen ungefährlichen Beinschuss, jenem war eine Kugel durch die Brust gegangen. Beide erzählten Natascha, ihr Mann sei schwer verletzt, aber zum Unteroffizier befördert worden und habe das Georgskreuz er-

halten. Die Aufregung und Trauer der jungen Frau war herzzerreissend, dennoch verrichtete sie ihre grosse Arbeitslast mit derselben Pflichttreue wie bisher. Wir alle waren sichtlich erleichtert, als nach wenigen Tagen der mutige „Simeon", nur an der Hand verletzt, als Unteroffizier bei uns eintrat. Sein verwundeter Rottenkommandeur, der gleichfalls bei uns lag, erzählte, er habe

Massengräber bei Mukden.

das Dorf wie im Parademarsch erstürmen helfen. Sehr komisch war es, wie er allen ungestümen Fragen der Frau über die Schlacht mit unerschütterlicher Ruhe entgegnete: „Das ist nichts für Weiber."

Vor dem Bahnhofsgebäude war immerwährend eine dichte Menschenmenge versammelt; hier suchten Offiziere ihre verwundeten Kameraden oder Angehörige in den durcheilenden Zügen, dort wurden Verwundete weiter befördert; Ärzte, Sanitäre und Schwestern hasteten

durcheinander, und doch herrschte überall Ruhe und Ordnung.

Auf unserem Punkt arbeiteten, wie erwähnt, sechzehn Ärzte; es sind in jenen Tagen 7000 Verwundete durch Mukden gegangen. Die grösseren Operationen wurden wieder im Operationszimmer der Döckerschen Baracke ausgeführt; es handelte sich meist um Kopf- und Bauchschüsse oder zersplitterte Knochen. Einem Soldaten wurde aus dem Oberschenkel der ganze obere Teil, die Distanzscheibe eines japanischen Schrapnells von etwa $2^1/_2$ Pfund Schwere entfernt; dies mag zu den seltensten Fällen zählen. Generaladjutant Kuropatkin schenkte uns wieder die Ehre seines Besuches, General Trepow, andere höhergestellte Persönlichkeiten des Roten Kreuzes, gingen während jener Zeit häufig durch unsere Baracken. Leider hat Kammerherr v. A. seine Stellung verlassen und ist Chef des Medizinalwesens in der ersten Armee geworden. Seinen Platz nimmt vorläufig der einflussreiche Moskauer Grosskaufmann G. ein, der allgemein verehrt wird.

25. Januar.

Das Neujahrsfest der Chinesen ist unbemerkt an uns vorübergezogen, mit Ausnahme der Beurlaubung meines Tschifu, der zwei Tage und Nächte hindurch in Mukden feierte. Dies geschieht hauptsächlich in den Kumirnijen, wo alle obdachlosen Gäste, zu denen er zählte, nächtigen. Dort erhalten sie Familieneinladungen zu einer Art theatralischer Vorstellung, den Europäern aber bleibt der Zugang verschlossen. Auf den Strassen soll alles wie ausgestorben gewesen sein, und nur aus dem Innern der Häuser liess sich Musikklang vernehmen. Da die

Chinesen nicht, wie wir, jeden siebenten Tag der Erholung bestimmt haben, ist es ihnen nicht zu verargen, dass sie das Jahresfest über einen ganzen Monat ausdehnen und während dieser Zeit die Arbeit ruhen lassen, was sie in Anbetracht des Krieges allerdings sehr einschränkten. Ausser kleinen Schnörkeleien aus Goldpappe mit einer roten Seidenquaste verziert, die als Kopfputz allenthalben feilgeboten wurden, ist von chinesischen Eigentümlichkeiten nichts bis zu uns herübergedrungen, denn wir sind ganz an das Haus und die Semlianken gefesselt.

3. Februar.

Heute hielt Generaladjutant Mischtschenkos Equipage in unserer Zeltstadt. Auf zwei Krücken gestützt, liess sich der verwundete General von meinem Mann in die Baracke führen, um sich persönlich vom Wohlergehen seiner Offiziere zu überzeugen. Liebenswürdig reichte er uns allen die Hand und äusserte seine Überraschung, inmitten der Mandschurei einen so hübsch ausgestatteten, wohnlichen Raum zu finden.

8. Februar.

Schwere Zeiten liegen hinter uns. Tagelang zitterten wir um das Leben einer Schwester, die nach der Schlacht von Ssandepu die schwere Pflege der Soldaten in der grossen Baracke übernommen hatte. Das viele Hin und Her über eiskalte Korridore, der Aufenthalt in den dumpfen, überheizten Räumen warf sie mit heftiger Lungenentzündung auf das Krankenlager. Wir räumten der Schwester und den sie pflegenden Freundinnen, alle drei waren Damen der Moskauer Gesellschaft, einen

Raum in unserer Semlianka ein. Wenn wir nach angestrengten Arbeitstagen müde unser Zimmer aufsuchten, fanden dort noch lange, ärztliche Beratungen statt, tüchtige Internisten waren zugezogen worden. Sämtliche zu Gebote stehenden Mittel wurden angewandt, täglich schickte der Oberbevollmächtigte, der sich persönlich nach den Verordnungen erkundigte, alles nur Erdenkliche zur Hebung der Kräfte. Die aufopfernde Pflege, die ärztliche Kunst versagten. Leise ertönte das Sterbeglöckchen in dunkler Nacht, ein paar Kerzen erhellten den dumpfen, von Weihrauch durchströmten Erdraum, welke Mispelzweige waren der einzige Gruss, den Freundeshand der jungen Toten mit auf den Weg geben konnte. Nach herzlichen Worten des Priesters Makarenko setzte sich der kleine Zug in tiefem Schweigen in Bewegung. Unsere Ärzte trugen den schlichten Brettersarg, sie hatten in letzter Zeit schon so manchen ihrer Mitarbeiter zum ewigen Schlummer in die mandschurische Erde gebettet!

Auf mich wirkte dieser Todesfall besonders erschütternd, da mich in jenen Tagen gleichfalls heftiges Fieber gepackt hatte und ein Lungenkatarrh eingetreten war. Als die Sterbegebete aus dem Nebenraum zu mir drangen, zogen recht ernste Gedanken durch meine Seele. Der feuchte Erdraum, in den kein Sonnenstrahl hinabdrang, erschien mir wie eine Grabeshöhle. Dazu kam, dass in einer der folgenden Nächte die Aussenwand unseres Zimmers, die offenbar tagelang schon geglimmt hatte, hell aufloderte. Sofort schlug mein Mann Lärm und mit Hilfe von 30 Soldaten gelang es, das Feuer zu ersticken. Nirgends gab es auch nur das geringste freie Eckchen,

um mich unterbringen zu können. So musste mich mein Mann unter einem Stoss warmer Decken vergraben, während eisige Nachtluft, es waren 17 Grad Kälte, den fiebernden Kopf kühlte. Um 4 Uhr morgens konnte das Loch vorläufig mit Filz und Backsteinen verstopft werden. Die Erdschollen rollten über das Dach hinweg und immer wieder stieg das Bild der verstorbenen Schwester vor meinen Augen auf.

Ich war wieder genesen und arbeitsfähig, als neue schwere Augenblicke für uns eintraten. Das Ehoer Mutterhaus verlangte unsere Abteilung zurück, zumal man die Japaner in dortiger Gegend erwartete — die Zukunft zeigte, dass diese Befürchtung grundlos war — und ärztliche Hilfe, Personal und vor allem Instrumente und Apparate gebraucht würden. Diesem Ruf leistete mein Mann nicht Folge, denn gerade jetzt gab es in Mukden Tag und Nacht zu tun, hier war jeder Arzt dringend notwendig. Auch unsere beiden Schwestern und Tschifu liessen sich nicht bewegen, zur Pflege von Rekonvaleszenten wieder nach Eho zurückzukehren und verharrten mit uns auf dem schweren Posten. Wir schickten einen grossen Teil des livländischen Hospitaleigentums, die Sanitäre und sogar unseren braven Vikenti zurück. Es war eine bittere Stunde, in der wir uns von dem uns so lieb gewordenen, heimatlichen Lazarett loslösten, dessen Entstehen, Gedeihen und Leistungen meinem Mann warm am Herzen gelegen hatte. Der Oberbevollmächtigte begrüsste unseren Entschluss sichtlich erfreut, von jetzt ab ging unser zusammengeschmolzenes Häuflein in die Dienste des allgemeinen Roten Kreuzes über.

Wir hatten auch manches dringend Notwendige

hergeben müssen, gerade daran aber erkannten wir, dass man im Leben immer noch viel zu viel besitzt. Beispielsweise wurde unsere eiserne Herdplatte, die letzte, die in Mukden zu haben war, zurückverlangt. Unglücklich fragte Natascha, wo sie nun Kaffee machen und Suppe wärmen solle. Mein Mann erklärte ihr kurzweg: „Auf einer hölzernen Platte." Auf ihr ungläubiges Lächeln ging er selbst in die Küche, stellte die Bretter so, dass das Feuer nur wenig ankommen konnte und sie nur alle drei Tage erneuert werden mussten. Dieser Holzherd war unserer Natascha eine unerschöpfliche Quelle der Freude.

XIII.

Die Schreckenstage von Mukden.

Nach der Schlacht von Ssandepu, die keiner der beiden Seiten einen nennenswerten Vorteil brachte, war wieder Ruhe eingetreten, so dass die Verwundeten allmählich evakuiert werden konnten. Am 11. Februar gingen die Japaner unerwartet gegen den im Gebirge stehenden linken Flügel vor. Infolgedessen mussten stärkere Kräfte von der rechten zur linken Flanke hinübergezogen werden. Am 16. Februar griff der Feind den nunmehr geschwächten rechten Flügel bei Tschantan am Hunhe an. Gleichzeitig trat die anfangs bezweifelte Nachricht ein, dass starke japanische Kolonnen am Liauhe entlang unter Umgehung des rechten russischen Flügels nach Mukden zögen. Dieses Gerücht fand bald seine Bestätigung; die Absicht der Japaner wurde klar, den rechten Flügel unserer Armee zu umfassen und Mukden von Westen her anzugreifen.

Während der ersten Kampftage am linken Flügel, 12. bis 14. Februar, trat in der gewohnten Tagesarbeit keine Änderung ein; wir hatten unsere Operationen und Verbände und wussten, dass erst 3 bis 4 Tage nach Beginn der Kämpfe von der etwa 80 Werst weit entfernten

äussersten linken Stellung die Transporte zu uns gelangen konnten. Am 15. Februar kamen die ersten Schwerverwundeten an, und es begann eine Arbeitszeit von 10 Tagen. Erst war der Zufluss ein allmählicher. Geheizte Warenwaggons von der Fuschuner Zweigbahn brachten die Verwundeten, alle Hospitäler waren geräumt, es handelte sich im allgemeinen noch um klinisch-chirurgische Tätigkeit. Das änderte der 18. Februar, der Tag von Salinpu. Am frühen Morgen bewies schon Geschützdonner, dass wir den kriegerischen Ereignissen sehr nahe seien; mit einem Schlage ward aus unserem Lazarett ein Verbandpunkt.

In langen Reihen fuhren die Sanitätswagen des Roten Kreuzes an unserer Baracke vorüber, dem Sortierungspunkt zu. Schwerkranke wurden in von Maulesel getragenen, mit Wachstuch überdeckten Bahren befördert, die im Aussehen grossen Truhen glichen. Aber bald reichte die Zahl der vorgesehenen Transportmittel nicht mehr aus, man musste zu den ungefederten zweiräderigen Karren übergehen. In diesen wurden selbst Schwerverwundete durch Ackerfurchen, Gräben und über Erdgeröll fortgebracht und unter furchtbaren Qualen den Lazaretten überliefert. — Wie in früheren Schlachttagen hatte sich die Zahl der bei uns arbeitenden Ärzte schnell um das Dreifache vermehrt. Die uns zur Verfügung stehenden Zelte und Nebengebäude waren bald überfüllt, leichtere Fälle wurden in die Kirche gebracht, die bis zu den Türen angefüllt war. In durchgebluteten Verbänden lagen dort die Soldaten, die flehentlich um Essen baten — Schwestern bereiteten Tee und Suppe, während an sechs Tischen verbunden wurde.

In den grossen, zur gegenüber liegenden Hauptetappe gehörenden Semlianken wurden die Verwundeten und Sterbenden zu Hunderten untergebracht. Es war unmöglich, allen gleich die notwendige ärztliche Hilfe zukommen zu lassen, nur die Schwestern vermochten durch körperliche Stärkung das Elend der fast Verschmachteten zu lindern.

Im Fluge hatte sich unsere Zeltstadt um ein beträchtliches vergrössert. Neben uns zog das russisch-holländische Lazarett ein, dessen fliegende Kolonne bereits bei Liaojan Segen stiftete. Zu unserer Rechten ward das deutsche Armeezelt aus Kassel, Fröhlich und Wolf Nr. 22, aufgestellt. Es gehörte dies dem vom Grossherzog von Hessen soeben ausgerüsteten Lazarett, das bei Räumung des Dorfes Davanganpu, noch ehe es in Arbeit getreten war, mit knapper Not japanischer Gefangenschaft entging. In den Tagen der Schlacht löste der Oberarzt jener Kolonne meinen Mann verschiedentlich zu später Nachtstunde ab, da wir unseren Operationsraum nicht unbenutzt wissen mochten. Auch Prof. Z. traf mit seinen neuen finnischen Transportwagen, die auf Federn ruhen, ein. Unsere Baracke war der Sammelpunkt vieler baltischer Militärärzte und Reserveoffiziere, die dort alle ein Stück Heimat zu erblicken schienen.

Grössere operative Fälle wurden wie früher, sofort in die Döckersche Baracke gebracht.

Unsere Arbeit wuchs ins Unendliche. Während mein Mann anfangs die konservierende Methode beizubehalten bestrebt war, musste er sich allmählich zur Amputation der Extremitäten entschliessen. Oft folgte

eine der anderen, dazwischen galt es, grosse Blutungen zu stillen, ja selbst Tracheotomie infolge von Durchschuss des Kehlkopfes ward nötig. Verwundete mit schweren Bauch- und Kopfschüssen trafen in immer grösseren Massen ein.

Schädelschüsse wurden rasiert, gereinigt, öfters schnell operiert und Splitter entfernt. Für die Knochenbrüche führte mein Mann ein festes Schema ein — Stärkeverband mit Schienen und zwei grossen Gipstouren zum Ruhigstellen der Extremität. Unser Vorrat an der bereits früher erwähnten Arnoldschen Silbergaze war längst erschöpft. So war ich gezwungen, aus den Kollargoltabletten und einer Aktollösung ein ähnliches Material herzustellen, mit dem unsere Ärzte gute Erfolge erzielten. Mein Mann hielt nach wie vor an der Silberbehandlung fest und vermied jede andere Art der Wunddesinfektion.

Beim Sortieren und Tragen zeichneten sich besonders ein Mönch und ein Priester aus. Ohne an Mahlzeit oder Ruhe zu denken, trugen sie die Verwundeten aus den Transporten und Zügen in die Kirche, zu uns oder zum Speisezelt. Wo Hilfe, wo ein Träger gebraucht wurde: diese beiden waren immer zur Stelle.

In unserer Offiziersbaracke konnten wir 24 Offiziere unterbringen, sie waren meist durch Bauch, Brust oder Kopf geschossen, Schwester Lina kam nicht zu Atem. Hier lag der Regimentskommandeur des 97. Livländischen Regiments, von fünf Kugeln getroffen, dort Oberst Baron H. aus Kurland, der, schwer in den Unterleib verwundet, zu gesunden versprach. Nur allzu oft wurden

Offiziere hinausgetragen in jenes Zelt, wo tiefes Schweigen herrschte. Mancher lag nur eine Stunde bei uns, er hatte noch Zeit, eine Depesche aufzusetzen und dem Burschen die letzten Anweisungen zu geben, dann senkten sich die schwarzen Schatten der ewigen Nacht über seine Lider.

Immer trauriger, immer herzzerreissender gestalteten sich die Bilder, immer lauter und kläglicher ward das Stöhnen und Wimmern der Kranken.

In der grossen Erdhütte herrschte das Bild des Entsetzens. Trage stand neben Trage, die Schreiber versuchten noch ihrer Aufgabe gerecht zu werden, aber oft, wenn sie den Daliegenden nach seinem Namen fragten, antwortete er nicht mehr — er war tot. Jammern ertönte überall, dazwischen das tiefe Schnarchen oder Aufschreien der durch den Kopf Geschossenen, Japaner und Russen in bunter Reihenfolge. — Die Pflege der Schwestern war und blieb vorzüglich.

Hier lag ein Soldat, dem eine Kugel die ganze untere Hälfte des Gesichtes fortgerissen hatte, dort war einem anderen das rechte Bein bis an den Unterleib abgeschossen, trotzdem blieb der Ärmste noch stundenlang bei vollem Bewusstsein. Obgleich in den Nächten noch starker Frost herrschte, sahen wir nur bei Japanern weitgehende Erfrierungen, vollkommen abgestorbene Körperteile, — ein Beweis, wie gut sich die Russen gegen das rauhe Klima zu schützen wissen. Zuletzt wurde es unmöglich, alle Verwundeten unter ein schützendes Dach zu bringen, so dass eine Menge von Tragbahren den grossen Platz vor unserer Baracke bedeckte; gar mancher ward von dort aus zum nahen Totenzelt gebracht. Als

Schwerverwundete werden zur Operation bestimmt.

meinem Mann gemeldet wurde, dass das Zelt die Toten nicht mehr fasste, liess er alle Tragen herausschaffen und die Leichen aufschichten. Der andauernde Frost war ein Segen, denn in der Tat fehlten die Hände, um die Verstorbenen der Erde zu übergeben. — Wir alle arbeiteten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, abwechselnd wurden die Sanitäre auf wenige Stunden zur Ruhe geschickt, nur der sich wie immer vorzüglich bewährende Tschifu konnte an den Pausen nicht teilnehmen, da ohne seine tüchtige Mithilfe die Arbeit ins Stocken geriet. Trage folgte auf Trage, alle Gänge und Winkel waren besetzt. Die meisten Verwundeten schienen so erschöpft, dass sie, nachdem wir die lechzenden Lippen mit einem Trunk Wassers gekühlt hatten, in bleischweren Schlaf sanken, deshalb wurde oft bei sonst schmerzhaften Verbänden die Narkose entbehrlich.

Indessen ging neben uns am Haltepunkt der Sanitätszüge eine fieberhafte Evakuation vor sich. Es wurde so viel als irgend möglich in die Tepluschken geladen, ein Kampf entspann sich um das Vorrecht, Kranke fortschaffen zu können, denn buchstäblich lagen alle Gänge der Erdhütte voll, so dass man kaum mehr durchschreiten konnte. Doch mit der Evakuation ging es sehr langsam, bald fehlten Züge, bald war im Norden die Strecke beschädigt. Wir mussten zu Dutzenden die Verwundeten abweisen, deren Zahl man in jenen Tagen, ungerechnet die Toten, weit über 60000 schätzte!

Reichen Segen stifteten unsere beiden Pastoren, die nicht nur durch Worte Trost spendeten, sondern unermüdlich von Hospital zu Hospital gingen oder am Bahn-

hof der Ausladung Verwundeter beiwohnten, um sofort nach Feststellung der Namen die notwendigen Depeschen an die heimatliche Behörde zu entsenden. Übrigens war, um die Überführung Schwerkranker in die Züge zu erleichtern, in wenigen Stunden eine schmalspurige Feldeisenbahn gelegt worden, die bis zu den vor unserer Tür haltenden Waggons führte.

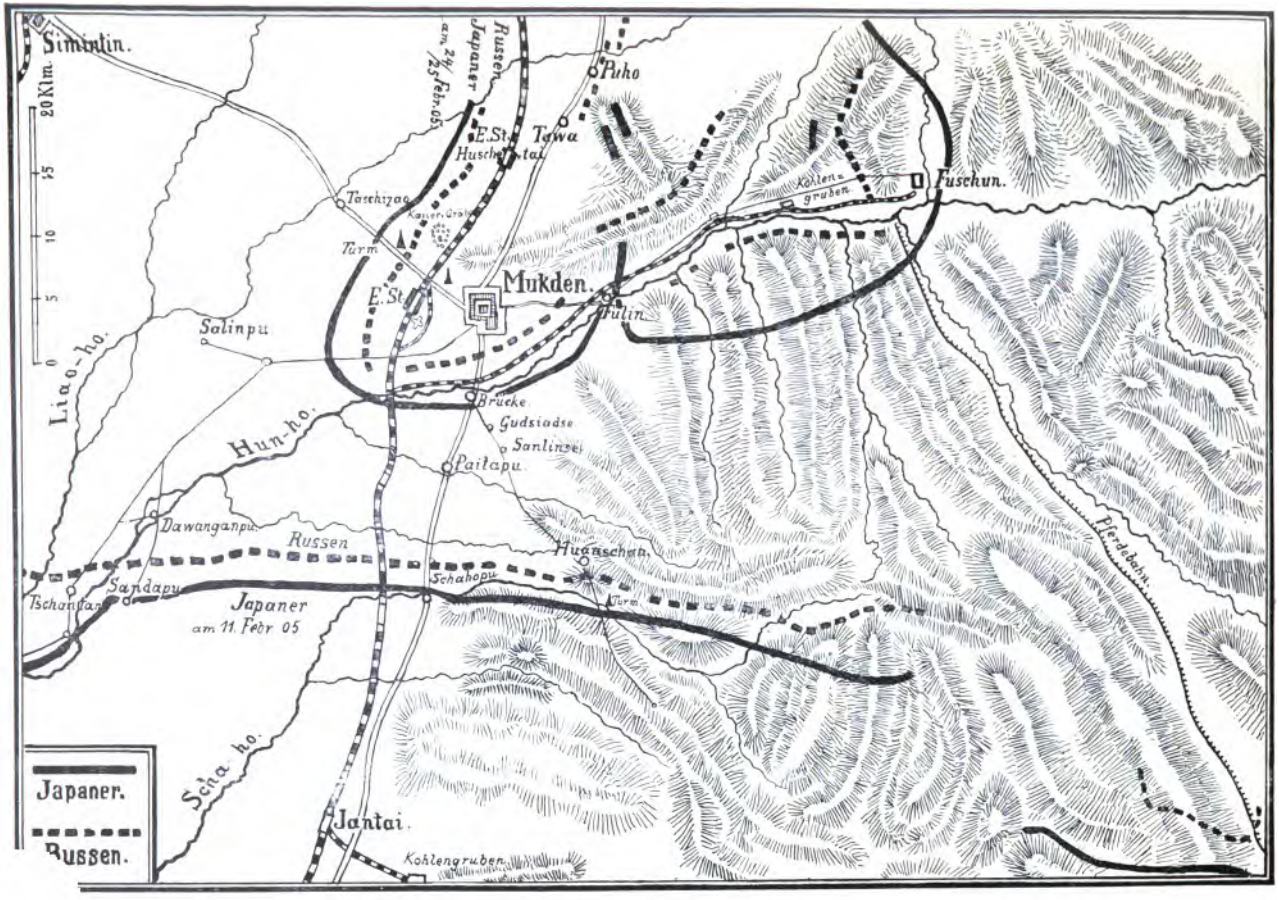
Alle bei der Armee am Schaho entbehrlichen Truppen wurden den Japanern entgegengeworfen, aber jede Anstrengung zeigte sich umsonst, mit grosser Zähigkeit und Ausdauer setzte der Feind den Sturm fort. Wälle von Leichen deckten die russischen Stellungen. Bald musste die Armee vom Schaho nach der Südfront zurückgezogen werden, während im Westen alle Kräfte zusammengerafft wurden, um den von Norden und Westen her Mukden bis zur Eisenbahn umspannenden Ring der Japaner zu durchbrechen. Immer mehr gen Nord-Nordwesten zog das Kampfgetöse, immer grössere Transporte Verwundeter wurden uns zugeführt.

In der Nähe unseres Lazarettes lagerte der Train des ersten sibirischen Armeekorps, des sogenannten Stackelbergschen, das jetzt General Gerngross führt. In dem vorjährigen Feldzug hat es sich in verschiedenen Schlachten glänzend bewährt und ist bereits $2\,^1/_2$ Mal aus der Reserve neu ersetzt worden. Die bunten Bilder des Lagerlebens boten eine Fülle interessanter Einzelheiten. Es wurden uns Feldgeschütze, Schnellfeuer- und Rücklaufkanonen, sowie Maschinengewehre erklärt; letztere üben mit ihren 700 Schüssen innerhalb einer Minute eine verheerende Wirkung aus. Sehr praktisch ist die aus-

gezeichnete Einrichtung der fahrbaren Feldküchen, ebenso das in wenigen Minuten mögliche Aufstellen kleiner und grösserer Zelte, von denen jeder Soldat eine viereckige Bahn und einige Holzpflöcke bei sich trägt. Neben den Gewehrpyramiden waren die Reiterlanzen aufgepflanzt, die sich in diesem Krieg so bewährt haben, dass sie künftig auch in Russland bei der ganzen Reiterei eingeführt werden sollen. Bisher trugen sie nur die Don-Kosaken.

Immer näher klang das Donnern der Geschütze und liess die Fensterscheiben klirren; der ganze Erdboden schien zu erbeben. Westlich von Mukden, bei den Kaisergräbern, tobte der Kampf, manches japanische Geschoss fiel in den geheiligten Hain. Hunderte von Neugierigen erkletterten das Dach unserer Semlianka, um von diesem erhöhten Punkt aus die weissen, leichtgeballten Rauchwolken der platzenden Schrapnelle zu beobachten. Mit eintretender Dämmerung begann das Aufleuchten der Blitze oft aus 15 und mehr Feuerschlünden zu gleicher Zeit. Um $^1/_2$8 Uhr abends zogen vier Rotten des Wyborgschen Regiments mit klingendem Spiel an unserer Erdhütte vorüber. Als sie im Dunkel verschwanden, tönte aus der Ferne „Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus“ zu uns zurück. Noch niemals hatte uns jene schlichte Volksweise so mächtig ergriffen!

Als wir in der Nacht zum 24. Februar durch die Zeltstadt gingen, strahlte ein mit Millionen Sternen besäter Himmel friedlich auf uns herab. Von allen Seiten loderten Lagerfeuer auf, an denen die Soldaten sich erwärmten und stärkenden Tee brauten. Kein Laut störte die tiefe Stille, in ernstem Schweigen grüsste der alt-



Simintin.
20 Klm.
15
10
5
0
Russen
Japaner
am 24/25 Febr. 05
Puho
E.St.
Tawa
Huschentai
Taschizao
Kaiser-Gräber
Turm
E.St.
Mukden.
Fulin.
Kohlengruben
Fuschun.
Salinpu
Liao-ho.
Brücke
Gudsiadse
Sanlinsei
Hun-ho.
Pailapu
Dawanganpu
Russen
Huanschan
Pferdebahn.
Schahopu
Sandapu
Tschantan
Japaner
am 11. Febr 05
Turm
Scha ho.
Jantai.
Kohlengruben
Japaner.
Russen.

ehrwürdige Turm der Kumirnja, das Wahrzeichen Mukdens, zu uns herüber. Aber schon nach Mitternacht weckte uns unausgesetzter Donner der Geschütze aus kurzem Schlaf und die erste Granate schlug in der Nähe des Bahnhofs ein.

Während im Norden etwa 18 Werst von Mukden der Kampf an der Eisenbahnstation Huschetai tobte und alle Anstrengungen dahin gerichtet waren, das Abschneiden der Bahnlinie zu verhüten, hatte im Süden ein Durchbruch und auf dem linken Flügel eine weitere japanische Umgehung stattgefunden. Am 22. waren die 12 Werst östlich von Mukden liegenden Befestigungen bei den Kaisergräbern in Fulin in Händen des Feindes und damit in der Bogenlinie eine Bresche geschlagen. Da der linke Flügel ebenfalls gezwungen war, zurückzubiegen, bildete nun die Verteidigungslinie einen festgeschlossenen Kreis um Mukden, dessen einzige offene Stelle sich im Nordosten befand, wo die grosse sogenannte Mandarinenstrasse nach Norden führt; diese war, wenn gut geschützt, der gegebene Rückzugsweg.

Der Rückzug war am 24., jenem Höllentage, beschlossene Sache. Er begann unter Kanonendonner um 6 Uhr morgens. Gegen 9 Uhr erhob sich ein Südsturm mit Staubzyklonen, wie die wildeste Phantasie ihn sich nicht ausmalen kann. Nicht nur die Sonne war unsichtbar, nein, zuzeiten wurde es Nacht um uns, nicht 3 Schritt weit konnte man sehen. Die Kapuzen über die Köpfe gezogen, lagen die russischen Soldaten regungslos in den Laufgräben, während die Japaner, die den Wind im Rücken hatten, ihre Bewegung zur Umfassung beider Flügel fortsetzen konnten.

Wir begannen unsere Arbeit in aller Morgenfrühe noch bei gutem Wetter. Ja — wir hatten Zeit gefunden, in 20 Minuten den Operationssaal auszuwaschen, alle schmutzigen Strohmatten hinauszuwerfen, neue hineinzutragen und sogar in Eile mit Hilfe von 6 Soldaten Fenster und Wände abzuseifen; aber siehe da — in einer halben Stunde war die Freude hin, denn kaum begann der mit Worten nicht zu beschreibende Sandsturm, so war Alles augenblicklich mit dicker Staubschicht bedeckt, in Wolken fegte der Sandregen durch die Doppelfenster. Die Instrumente konnten nur unmittelbar aus dem Kochapparat gebraucht werden und von sterilem Material wäre keine Rede gewesen, hätten wir nicht damals in Eho Tausende von Verbandpäckchen hergestellt, die uns nun vorzügliche Dienste leisteten. Die Methode meines Mannes war einfach. Die Schusswunde wurde in der Umgebung mit Harzlösung bestrichen, die die Bakterien nicht tötet, aber sie festklebt und ihr Wandern in die Wunde verhindert. Eine Tablette Silber kam als unschädliches Desinfiziens in die Wunde und wurde mit dem fertigen sterilen Bausch bedeckt. Die Transporte nahmen einen solchen Umfang an, dass an grössere Operationen nicht mehr gedacht werden konnte. Noch ahnten wir nicht, wie bald unserer Arbeit ein Ziel gesetzt werden sollte.

Der Erste, der uns über den Ernst der Lage aufklärte, war General Trepow, der unsere verwundeten und operierten Offiziere fragte, ob sie sich der Gefahr des Transportes unterziehen oder in japanische Gefangenschaft übergehen wollten. Bald darauf erging vom Roten Kreuz aus der Befehl, alle nicht unbedingt

notwendigen Gegenstände einzupacken, da Mukden geräumt werde; gleichzeitig stellte es sich aber heraus, dass ein Fortschaffen der riesigen Vorräte im Bereich des Unmöglichen lag. Wir alle bezweifelten eine schnelle Entwicklung der Ereignisse, zudem warteten so grosse Massen Verwundeter unserer Hilfe, dass wir rastlos weiter arbeiteten. Der Sturmwind heulte um die Baracke, trieb Wolken feinkörnigen Sandes herein, verdunkelte das Licht der Sonne, rüttelte an den Stäben der Zelte, es war, als wolle er die ganze Welt aus ihren Fugen heben. Schauerlich war der Anblick der uns unaufhörlich zugetragenen, von dichten Staubschichten bedeckten Kranken, von denen überhaupt nur eine kleine Zahl infolge des Wetters aufgefunden werden konnte.

Immer mehr nahm die Menge verwundeter Japaner zu, die einen sehr sauberen, ordentlichen Eindruck machten. Jeder führt drei Heilmittel bei sich, deren hauptsächlichstes eine rote Paste ist, die man auf die Wunde legt. Einer unserer mit Erfolg operierten Japaner war eine Ordonnanz des Marschalls Oyama. Während dieser zuerst allen Fragen, die ich in englischer Sprache an ihn richtete, auswich und sie nicht zu verstehen vorgab, gelang es mir schliesslich, ihn zum Reden zu bringen, nachdem ich meine deutsche Herkunft erklärt hatte. Dieser Japaner war einer der Letzten, die ich verbinden durfte und der mir herzlich dankte. Beim Anbruch der Dunkelheit eröffneten die Japaner wieder den Kampf; zum ersten Mal erzitterte auch unsere Baracke in allen Fugen, Schlag auf Schlag folgten die Geschützsalven einander. Wenn Granaten in der Nähe einschlugen, war die Erschütterung des Erdbodens sehr

stark. Man hatte jedoch während der nervenerregenden, ununterbrochenen Arbeit keine Zeit, sich zu fürchten. Nur quälte uns der Gedanke, ein Geschoss könnte in die grosse Erdhütte fallen und die Verwundeten, die sich sicher geborgen glaubten, zum zweiten Mal treffen. Es wird mir immer unvergesslich bleiben, wie ein zum Tode Verwundeter die brechenden Augen dankbar auf mich richtete, als ich ihm den Verband um das blutüberströmte Haupt legte.

Ein sternenloser finsterer Abend senkte sich herab. Gegen 7 Uhr machte uns der Oberbevollmächtigte, der zurückblieb, um die Verwundeten dem japanischen Roten Kreuz zu übergeben, die Mitteilung, dass alle Hospitäler bis auf das 45. Lazarett, die Kreuzerhöhungsgesellschaft und unsern Punkt Mukden zu verlassen hätten. Jeder Arzt solle über sein Bleiben oder Nichtbleiben frei entscheiden. Unsere sechs Ärzte erklärten sich zum Bleiben bereit, so wurde meinem Mann der Entschluss, fortzugehen, leicht, denn die hier noch zu leistende Arbeit erstreckte sich nur auf wenige Tage. Nach allgemeinem Kriegsbrauch wird das gefangene Sanitätspersonal, sobald das japanische Rote Kreuz die Lazarette übernimmt, nach Russland zurückgeschickt. Die Annahme, dass es in diesem Fall zur See über China und das Rote Meer nach Odessa stattfinden würde, war verlockend, aber diese Reise konnte monatelang dauern. Mein Mann hoffte, auf russischer Seite weiter tätig sein zu können. Einige Schwestern blieben, allerdings gegen den Wunsch des Oberbevollmächtigten, zurück, unter ihnen auch unsere lieben Gefährtinnen Schwester Lina und Amélie, die ihren Posten nicht verlassen wollten.

Während der letzten drei Kampfestage hatte der uns freundschaftlich zugetane Militärattaché Baron T. uns über den Stand der Ereignisse in Kenntnis gesetzt und seinen Mahnungen zur Eile, da die Beschiessung der Stadt stündlich zu erwarten sei, verdankten wir unser Fortkommen. Es gingen nur noch zwei Züge mit den beiden letzten vorhandenen Maschinen ab.

In rasender Hast rafften wir das Notwendigste zusammen und übergaben alles übrige dem Baron, der dieses gemeinsam mit seinem eigenen Gepäck und unserem treuen Diener Tschifu auf der Dwukolka nach Tieling zu begleiten versprach.

Ohne Abschied zu nehmen ging es hinaus in die Nacht. Ja, ohne Abschied. Wenn man monatelang ein teures Heim gehabt, das unter den eigenen Augen, durch der eigenen Hände Kraft emporwuchs, — wo jeder Winkel, jeder Gegenstand einem lieb ist, traurige und heitere Erinnerungen erweckt, wo man treue Freunde und Mitarbeiter zurücklässt —, dann ist ein Lebewohlsagen tausendmal schmerzlicher, als plötzliches Sichlosreissen.

Unser Weg war hell, taghell, die ersten grossen Scheunen brannten lichterloh und schweigend gingen wir über die im Feuerscheine glitzernden Schienen nach dem Bahnhof. Als wir den Zug erreichten, den eine dichte Menschenmasse umdrängte, rollte bereits von Süden her Kanonendonner über die Stadt. In der Nähe des Bahnhofes platzten die Schrapnells und fielen in die angehäuften Vorräte. Turmhohe Pyramiden von Mehlsäcken waren dort aufgeschichtet; runde Bohnenkuchen, deren ausgepresstes Öl ein Hauptnahrungsmittel bildet,

die sonst als Düngemittel, jetzt als Pferdefutter und Heizmaterial dienten, gerieten in Brand. Schon waren die grossen Speicher angezündet, schauerlich loderte die brennende Lohe zum Himmel empor. Aus den Munitionsdepots hörte man unaufhörlich das Knattern platzen-

Vernichtung der Vorräte in Mukden.

der Patronen. Chinesen beobachteten neugierig diese Vorgänge und unheimlich blitzte es in ihren Augen auf.

Im einzigen Personenwagen fanden wir noch einen kleinen freien Winkel, alle Gänge waren besetzt, der Fussboden mit Verwundeten belegt, bis zur Decke hatte man Gepäck aufgestapelt. Langsam verliess der Zug die alte Kaiserstadt, wir warfen noch einen letzten Blick auf die vom Feuerschein hellerleuchtete Döckersche

Baracke, in der wir seit Jahresfrist so manche herrliche Stunde segensreicher Arbeit verleben durften und mit tieftraurigem Herzen überliessen wir das uns liebgewordene Stückchen Heimat inmitten mandschurischer Erde den Händen der Japaner.

Nach etwa einstündiger Fahrt berührten wir das Kampfgebiet von Huschetai, ohne dass unser Zug von

Brennende Hospitäler in Mukden.

den ihm reichlich entgegengeschickten feindlichen Geschossen beschädigt wurde. Früh morgens trafen wir in Tieling ein, und fanden in der gemütlichen Fanse der baltischen Pastoren, die seit Monaten dort ihr Standquartier hatten, herzliche Aufnahme; wir waren froh, nach der gewaltigen Aufregung der letzten Tage uns etwas erholen zu können.

27. Februar.

Auch in Tieling machte sich eine grosse Unruhe bemerkbar, die sich von Stunde zu Stunde steigerte. Am Bahnhof staute sich eine ungezählte Menschenmenge, alle Schienenstränge waren von Zügen besetzt. Kisten und Kasten, Haus- und Lazarettinventar lag in buntem Chaos durcheinander, Truppen warteten auf ihre Weiterbeförderung, andere suchten die Überreste ihrer Regimenter, dazwischen trug man Verwundete und Tote fort. Einen grossen Teil der Mukdener Ärzte und Schwestern, sowie der im Sortierungspunkt beschäftigten Sanitäre sahen wir wieder, unaufhörlich tauchten wohlbekannte Gesichter auf. Alle verband das gleiche Schicksal, sie hatten ihr Eigentum, ihren Wirkungskreis verloren und nur das nackte Leben gerettet. Auf der grossen Landstrasse rollte uns, in eine Staubwolke gehüllt, eine mit Heu ausgepolsterte Troika entgegen, deren Insassen wir wehmütig lächelnd begrüssten. Es war unser Mukdener Nachbar, der Kommandant der Hauptetappe, mit seinem Kapitän. Eine Kavalkade berittener Kosaken folgte; die Herren erzählten uns, dass das Hauptquartier nach Guntschulin verlegt werden solle. Diese Nachricht stimmte uns etwas sorgenvoll, zumal ein katholischer Geistlicher, der bei den Pastoren gleichfalls abgestiegen war, ganz erregt über Verfolgung seitens der Japaner auf dem Weg zwischen Mukden und Tieling berichtete, vor deren Kugeln er sich kaum zu retten vermocht hatte. Er entwarf uns ein solches Bild vom Rückzug des Trains, dass wir am folgenden Tag wiederholt zum Waggon der Attachés wanderten, um zu erfahren, ab Baron T. glücklich zurückgekehrt sei.

Am Nachmittag traf er endlich ein, freilich ohne Gepäck, Wagen und Pferde und vor allem ohne unseren Tschifu, aber er selbst war grosser Gefahr glücklich entronnen. Am frühen Morgen hatte er in Begleitung von Tschifu, seinem Burschen und Leibkosaken, Mukden zu Pferde verlassen, um dem Gepäck, das auf der Dwukolka verladen war, auf der grossen Mandarinenstrasse zu folgen. Mittag 1 Uhr zeigte sich auf den östlich gelegenen Höhenzügen bei Tawa japanische Kavallerie, zugleich begann ein heftiges Schrapnellfeuer auf die in endlosen Reihen dahinziehenden Trains. Die Kugeln schlugen in nächster Nähe ein, fielen in die Bagage und streckten einige Pferde zu Boden. In wilder Flucht ging der Train links über das Feld nach der etwa $1^1/_2$ km entfernten Bahnstrecke, so dass Baron T. von der Dwukolka vollkommen getrennt wurde. Nur aus der Entfernung sah er noch, dass sowohl sein Bursche wie auch Tschifu von den Geschossen unversehrt geblieben waren. Während er nun mit dem Kosaken längs der Bahn den Weg nach Norden verfolgte, um sich den zahlreichen Gepäckwagen der übrigen Attachés zu nähern, entstand eine zweite Panik. Eine Schar von Chunchusen stürzte unter wildem Geschrei mit gezogenem Säbel und Flintenfeuer auf die Bagagewagen, die sämtlich in die Hände der Räuber fielen. Dank der Geschwindigkeit seines vorzüglichen kleinen Schimmels gelang es Baron T., den ihn verfolgenden Chunchusen zu entrinnen. Erst zu später Nachtstunde hielt er bei einem brennenden Dorf das Pferd an und schlief in einer vom Feuer verschont gebliebenen Fanse auf einer Holzkiste.

Wir ergingen uns noch in Vermutungen über das

Geschick des uns allen lieben Tschifu, und über den unangenehmen Verlust der zum Teil sehr notwendigen Gepäckstücke, als die unerwartete Nachricht eintraf, dass der Zug der ausländischen Attachés nebst einigen Wagen von General Kaulbars innerhalb einer Stunde nach Guntschulin abgehen werde. Nun wussten wir, dass auch Tieling aufgegeben werden sollte. Daher entschlossen wir uns kurz, der freundlichen Aufforderung, mitzufahren, Folge zu leisten und eilten zur Fanse der Pastoren zurück, um unser Gepäck zu ordnen. Der dorthin führende Weg — wir mussten die Mandarinenstrasse überschreiten — war von rückziehenden Truppen, Trains, Munitionswagen, Sanitätskolonnen bedeckt, zahlreiche Fansen wurden ausgeräumt, in wirrem Durcheinander lag das Inventar im Staube umher und es war fast unmöglich, zwischen all den Pferden, Wagen und schreienden Chinesen sich einen Weg zu bahnen. Im Hause der Pastoren trafen wir gleichzeitig mit dem Transportführer der Z.'schen Kolonne ein, der inständig um Futter für sein halbverhungertes Pferd bat. Da nichts anderes zu beschaffen war, brachte der Pfarrer, kurz entschlossen, ein erst vor wenigen Tagen von ihm selbst hergestelltes türkisches Strohsofa herbei. Es war höchst spassig, zu sehen, wie es allmählich im Magen des Rosses verschwand und nur die blaue Umhüllung nachblieb.

Eine Stunde später verliessen wir Tieling. Zu unserer grossen Freude beteiligte sich auch Generalarzt Dr. W. an der Fahrt, der gleich uns sein Gepäck verloren hatte. Wir mussten alle auf Reinigen von Sachen und Stiefeln verzichten, denn das dazu notwendige Material war bei den Japanern geblieben. Das Lager, ohne wärmende Decken

und Kopfkissen — die Betten waren gleichfalls in fremde Hände übergegangen —, war nicht sehr angenehm. Ein freilich noch härteres Los hatte einen englischen Major ereilt, der, nachdem er sich acht Tage lang in London mit allem Notwendigen für den Feldzug versorgt hatte, zwei Tage vor der Aufgabe Mukdens dort eintraf, sein ganzes Hab und Gut verlor und nun die ständige Zielscheibe unserer Scherze bildete. In der zweiten Nacht der Reise wurde plötzlich unser Zug auf einer Station angehalten, weil Chinesen den Kommandanten von einem bevorstehenden Angriff von 3000 Chunchusen in Kenntnis gesetzt hatten; ihre Absicht war, die Bahn zu zerstören. Sofort telephonierte man nach einem Zug mit Grenzsoldaten, mehrere Schützen wurden in den einzelnen Waggons untergebracht, der Zug von beiden Seiten mit Militärwaggons gleich einer Wagenburg umstellt und alle Lichter ausgelöscht. In gewisser Spannung harrten wir in der Dunkelheit der kommenden Ereignisse und fühlten uns merklich erleichtert, als der erwartete Zug mit Verstärkung eintraf. Wenige Minuten später krachten die ersten Schüsse, alles griff zum Gewehr, die Angreifer wurden bald zurückgeschlagen. Es war ihnen nur gelungen, die Telegraphenleitung zu zerstören.

Bei unserer Ankunft in Guntschulin erwarteten uns wieder neue Überraschungen. Wir erfuhren, dass sämtliche Frauen und Kinder den Ort zu verlassen hätten, dass das Rote Kreuz dort nicht aufgeschlagen werden würde und die Aufgabe der Hospitäler bevorstünde. Wir entschlossen uns kurz, nach Charbin weiterzufahren, um dort die Entwicklung der Verhältnisse abzuwarten.

2. März.

Wir sind in Charbin angelangt; alles strömt hier zusammen und sucht Unterkunft. Auch dieses Mal haben wir im Hause des Kommandanten der Stadt ein freundliches Obdach gefunden und können einige Tage der Ruhe pflegen.

XIV.

Charbin.

2. April.

Noch niemals ist wohl General Kuropatkins berühmter Ausspruch: „Geduld, Geduld, Geduld!“ so häufig angewandt worden, wie in den jetzigen Wochen fast unerträglicher Ungewissheit. Die anfangs immer lauter tönenden Friedensschalmeien beginnen schon wieder zu verklingen, man scheint die Fortdauer des Krieges für notwendig zu erachten. Ob es freilich General Linéwitsch gelingen wird, mit seinen Truppen dem weiteren Vordringen der Japaner Halt zu gebieten, ist ungewiss. Die Armee hat sich nach dem Rückzug aus Mukden südlich von Guntschulin, zu beiden Seiten der Eisenbahn, gesammelt und zieht die aus Europa ankommenden Verstärkungen hinzu. Schon während der letzten Kämpfe erschienen neue Schützenbrigaden, nunmehr ist das vierte Armeekorps vollständig eingetroffen und nach Süden abgezogen. Ihm folgen kaukasische Plastun-Bataillone, martialisch ausschauende Gestalten, aus deren kühnen Augen das Feuer der Begeisterung blitzt. Eine Zeitlang glaubte man, dass die Japaner die Armee von

ihrer Verbindung mit Wladiwostók, sowie durch Vorgehen auf Zizikar von der Rückzugslinie nach Westen abzuschneiden beabsichtigten. Infolgedessen verliessen zahlreiche Familien die Stadt, viele Kaufleute packten ihre Waren ein, Lazarette schickten die Bagagewaggons nordwärts, andere brachen nach Tschitá, ja sogar Irkutsk auf. Augenblicklich scheint diese Gefahr nicht zu bestehen, da wohl auch die Japaner die erlittenen, ungeheuren Verluste durch Hinzuziehen neuer Truppen wieder ersetzen müssen.

Natürlich waren unsere Gedanken, besonders in der ersten Zeit des Hierseins, häufig bei den in Mukden Zurückgebliebenen.

Bereits um 2 Uhr nachts des 25. Februar, also kurz nach unserem Verlassen, war der südlich von Mukden gelegene Brückenkopf geräumt worden und der allgemeine Rückzug hatte begonnen. Man versuchte die in den Hospitälern befindlichen Verwundeten so weit irgend möglich zu evakuieren, um dem Feind weniger Kriegsgefangene zu überlassen. Die Höchstzahl der auf die Weise in Güterzügen Beförderten betrug 1700 auf einen Zug, bis 52 Mann waren in einem Waggon untergebracht. Viele starben unterwegs und mussten auf den Stationen zurückgelassen werden.

Glücklicherweise wurden die entsetzlichen Nachrichten von in Mukden verübten Greueltaten der Chinesen durch eine Depesche aus Tokio bald widerrufen. Vor drei Tagen sind einige Ärzte, Schwestern und Sanitäre aus den dortigen Lazaretten hier eingetroffen. Unser Personal sowie das des Nachbarhospitals wurde über Inkau zurückgeschickt. Augenzeugen berichten, dass die Chinesen

nach unserer Abfahrt aus Mukden nicht nur Speicher und Zelte, sondern sogar die Lazarette in Brand gesteckt haben, dies gelang ihnen aber nur zum Teil, da sie von bewaffneten Sanitären zurückgedrängt wurden.

Gegen Mittag rückte der Feind in Mukden ein, japanische Fahnenträger schwenkten die Banner in jedem Hospital und wurden von den dort liegenden japanischen Verwundeten mit Jubelrufen begrüsst. Einer der Ärzte, ein Schüler Exzellenz von Bergmanns in Berlin, erkundigte sich in fliessendem Deutsch nach den verschiedenen Behandlungsmethoden, war beim Verbinden zugegen und zeigte für alles Sachkenntnis und grosses Interesse. Nach einigen Tagen entliess man das russische Rote Kreuz, beförderte die Schwestern in Fudutunken bis zu den Vorposten, während die Ärzte die Strecke von 200 Werst zu Fuss zurücklegen mussten. Trotz der Friedensfahne schickte man den Ankommenden von russischer Seite Kugelgrüsse entgegen, da man Betrug vermutete, und nur mit Mühe gelang es dem Parlamentär, den Durchgang zu ermöglichen.

Augenblicklich sind nur wenig Lazarette auf der südlichen Linie, deren strategisches Zentrum jetzt Guntschulin bildet. Es hat sich fast alles nach Charbin zurückgezogen, um die stattgehabten Verluste so gut als möglich zu ersetzen, mit neuen Pferden, Dwukolken und Zelten wieder fliegende Kolonnen zusammenzustellen.

An der russisch-chinesischen Bank herrschte in den ersten Tagen eine grosse Unruhe. Wenn auch die Geldverluste verhältnismässig gering erscheinen, so sind doch alle Hauptbücher und Dokumente verloren gegangen. Am Tage des Aufbruchs der Tielinger Bank spielte sich

folgende, merkwürdige Szene ab: Einer der Kosaken, die die 32 goldbeladenen Arben aus der Mukdener Bank nach Norden zu begleitet hatten, erschien an der Kasse, um Geld abzuliefern. In der Annahme, dass es sich um eine Einlage handle, verweigerte diese der Beamte, da man in vollem Aufbruch sei. „Aber irgendwo muss ich das Geld doch lassen", entgegnete der Soldat und auf die Frage, wieviel es sei, meinte er treuherzig: $1^1/_2$ Millionen Rubel. Nun erst stellte sich heraus, dass er beim Heransprengen der Chunchusen jenes inhaltreiche Paket von einer der Arben gerissen und auf das Heubündel hinter seinen Sattel geschnallt hatte.

10. April.

Mein Mann benutzt die Ruhepause, alle Erfahrungen niederzuschreiben, statistische Zahlen zusammenzustellen und das ganze wissenschaftliche Material zu ordnen, da ein grosser Teil der Akten in Mukden zurückgeblieben und infolgedessen verloren ist. Wohl aber haben wir unseren Tschifu zurückerhalten, der gestern mit zerfetzten Schuhen und Kleidern, ohne Mütze, vor Kälte halb erstarrt, plötzlich ankam. Wir fielen dem Totgeglaubten um den Hals. Strahlend zeigte er auf das fast vollzählige Gepäck, das er unter Lebensgefahr und vielen Entbehrungen gerettet hatte. Er hatte schon längst gebeten, uns nach Berlin begleiten zu dürfen, jetzt versprachen wir ihm, diesen Wunsch zu erfüllen. Leider war, wie dies in China häufig geschieht, die Verwandtschaft nicht einverstanden. Ein alter Onkel und zwei Vettern, die in Charbin ein Geschäft besassen, erklärten, Tschifu dringend zu bedürfen. Schweren Herzens trennten wir uns von dem treuen Burschen, der unter bitteren Tränen

unser Bild erbat. Mit Tschifu sahen wir die letzte lebendige Erinnerung an eine schwere aber schöne Zeit für immer scheiden.

Wochen auf Wochen vergingen. Wir hatten im Hause des Oberst v. D. eine wirkliche Heimat gefunden.

Tschifus Verwandte.

Wenn abends die Klänge eines herrlichen Harmoniums — unser gütiger Wirt war ein grosser Musikfreund — durch die Räume zogen, vergassen wir sogar, inmitten der Mandschurei zu sein.

15. April.

Mit grosser Spannung sehen wir der Ankunft Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold entgegen, der, von

Peking kommend, entweder durch die japanischen Vorposten oder auf dem Seeweg, via Wladiwostók, erwartet wird. Der dem Prinzen von der Südwest-Eisenbahn zur Verfügung gestellte Zug besteht aus Salon- und Speisewaggon nebst Bibliothek, einem Wagen erster Klasse für die Adjutanten, einem zweiter Klasse für das Personal und dem Bagagewagen. Das Innere des Zuges ist mit allem Erforderlichen ausgestattet, Mobiliar und Wandbekleidungen sind im Jugendstil gehalten. — Einer Depesche zufolge steht das Eintreffen der den ausländischen Attachés gehörenden Pferde und Dwukolken aus Guntschulin bevor, ein Beweis, dass kriegerische Operationen augenblicklich nicht in Aussicht stehen.

Am 21. März feierten wir den Jahrestag der Ankunft der Vertreter der deutschen, österreichischen und skandinavischen Mächte, die damals als die Ersten auf dem Kriegsschauplatze eingetroffen waren. Jetzt tritt einer der Herren nach dem anderen die Rückreise an, der Schwede, Norwege und Chilene sind bereits abgereist, in den nächsten Tagen wird der Argentinier folgen. Gestern hat sich der ungarische Korrespondent mit einem amerikanischen Ingenieur nach Kiachta begeben; er will sich einer der seit Jahrhunderten zwischen Kiachta und Peking verkehrenden Karawanen anschliessen. Dieser Weg ist jetzt der einzig mögliche von hier zur chinesischen Hauptstadt, freilich muss man einen achtzehntägigen Ritt auf schwankendem Kamelrücken in den Kauf nehmen.

Trotz des schweren Druckes, der auf allen Gemütern lastet, sind die hiesigen Vergnügungslokale dicht besetzt; allabendlich stehen vor dem Theater und dem Zirkus

zahlreiche Droschken, die aber nicht genügen, die Masse der Besucher nach Hause zu bringen. — — —

24. April.

Ostern liegt hinter uns und damit das grösste russische Fest, auf das die Rechtgläubigen in sechswöchiger Fastenzeit sich vorbereiten. Die aus Fisch, Vegetabilien und namentlich Pilzen bestehenden Fastenspeisen, deren Herstellung eine Spezialität der russischen Küche ist, werden mit Mohn- oder Sonnenblütenöl zubereitet und sind zum Teil von ausserordentlichem Wohlgeschmack. In den Bäckereien herrscht vor dem Fest ein ununterbrochenes Treiben, denn in keinem Haus darf zum Ostersonntag die Baba fehlen, ein hoher, goldgelber Turm aus lockerem Kuchenteich, der zum ersten Male nach der Fastenzeit wieder Butter und Ei enthält und mit den verschiedenartigsten Ausschmückungen versehen ist. Schwarz- und Weissbrotbäckerei wird in diesen Tagen fast eingestellt; in den Konditoreien sieht man auf langen, weissgedeckten Tischen Torten, Kuchen, Konfekt und überzuckerte Früchte in erstaunlicher Menge. Daneben stehen riesige Körbe buntgefärbter Ostereier, meist mit den hier besonders beliebten grellen rot-grün-blauen Farben bemalt. Auch in den Privathäusern herrscht reges Leben in Küche und Keller, denn der Ostertisch bietet seit jeher in kulinarischer Beziehung den denkbar grössten Gegensatz zu den vergangenen Fastenwochen.

Die Festzeit wird am Ostersonnabend von einem Gottesdienst eingeleitet, der abends beginnt und gegen 2 Uhr nachts schliesst. — Mit dem Eintritt der Dunkelheit umwogte eine dichte Menschenmasse die hübsche

Die russische Kirche in Charbin.

Holzkathedrale in Neu-Charbin, in langen Reihen standen Troiken und Privatfuhrwerke vor der Pforte. Tausende kleiner Öllämpchen flackerten im Nachtwind, Lampions und zahllose Fackeln verbreiteten ein Meer von Licht. Längs der Umfassungsmauer hatten viele Bürger Aufstellung genommen, um die mitgebrachten Speisen vom Priester segnen zu lassen. Kuchen, Eier und Brot waren auf Schalen unter weissem Linnen hübsch geordnet, jeder Teller mit einem brennenden Licht versehen. Gegen Mitternacht begannen die Umzüge um die Kirche. Banner, Kreuze und Heiligenbilder wurden dem Sarkophag, der den Leib des Herrn birgt, vorangetragen, Priester in weissseidenen, goldgestickten Gewändern folgten, von allen Gemeindegliedern begleitet, die brennende Lichter emporhielten. Langsam und feierlich bewegte sich der Zug durch die Stille der Nacht und kehrte wieder in die Kirche zurück. Nach dem dritten Rundgang öffnete der Priester die Pforten zum Allerheiligsten und verkündete der harrenden Menge mit lauter Stimme: Christus ist auferstanden! Mit diesem Augenblick setzte das Glockenspiel, das bisher schwieg, voll ein, und aus Tausenden von Kehlen schallte die Antwort zurück: „In Wahrheit, er ist auferstanden!“ Dieser Festgruss wird während der ganzen Osterzeit zwischen Arm und Reich, Vorgesetzten und Untergebenen, Bekannten und Fremden gewechselt und mit dreimaligem Kuss begleitet. — Bei der Verkündigung der Osterbotschaft erfasste die ausserhalb der Kirche bis dahin regungslos lauschende Menge ein wahrer Freudentaumel, man umarmte und küsste sich ohne Unterlass. — Nach der kirchlichen Handlung beginnt die häusliche Feier; alle Familienglieder scharen

sich um den Ostertisch, und man pflegt trotz der aussergewöhnlichen Tages- resp. Nachtstunde Besuche abzustatten. — Auch uns erwartete eine festlich geschmückte Tafel, auf der sogar ein paar kümmerliche Treibhausblüten prangten. Blumen gehören in Charbin zu den grössten Seltenheiten, die Stadt besitzt nur zwei Gärtnereien, die auch etwas Salat und Grünzeug mühsam ziehen. Neben Likören und Weinen war der ganze Tisch mit Leckerbissen besetzt. Ein mit Kopf und Gliedern gebratenes Lamm, ein gleichfalls im ganzen zubereitetes Ferkel und ein gekochter Schinken bilden mit der bereits erwähnten Baba die unumgängliche Grundlage des Ostertisches. Pasteten, Kaviar und Fische gesellen sich hinzu, kein auch noch so kleiner Platz der Tafel bleibt unbesetzt. Eine der Hauptrollen spielt die Paska, eine weiche, cremeartige Masse aus gekäster Milch mit Vanille und Eiern hergestellt, die sich des grössten Zuspruchs erfreut. Während der ganzen Osterzeit wird dieser Tisch mit immer neuen Vorräten versehen, da die Zahl der Gäste gross ist. In den Feiertagen stellt man das Kochen ein, um auch dem Dienstpersonal Ruhe zu gönnen. — Jedem Russen ist es gestattet, die Kirchenglocken in der Festwoche selbst zu läuten, er erlangt dadurch Vergebung der Sünden. Da dies Läuten jedoch eine besondere Kunst ist, die man in Kirchenschulen erlernt, klang das Läuten in jenen Tagen oft recht sonderbar. — Zu Ehren des russischen Festes veranstalteten die Chinesen ein grossartiges Feuerwerk in der Hafenstadt. Frösche, Raketen und Feuergarben stiegen in endlosen Massen auf, die auseinanderstiebenden Funken fügten sich zu allerhand Figuren, Blumen und Sternen wieder zusammen.

Einen Sturm der Begeisterung rief in Charbin das gerade zu Ostern verkündete Manifest der Glaubensfreiheit hervor. Sofort wurde der Bau einer katholischen und evangelischen Kirche ins Auge gefasst. Die anfangs kleine lutherische Gemeinde war allmählich so angewachsen, dass der zur Verfügung gestellte Raum nicht mehr genügte und der Gottesdienst in einer der grossen Militärbaracken abgehalten werden musste. Man hatte aus den baltischen Provinzen noch vier weitere Pastoren zum fernen Osten abgesandt; auch sie fanden ein grosses Feld der Arbeit vor, weil so viele in den Kampf Hinausziehende oder aus der Schlacht unversehrt Zurückgekehrte den Wunsch haben, das Abendmahl zu empfangen.

Da man seit Beginn des Krieges die Erfahrung gemacht hat, dass zwischen den grösseren Schlachten längere Pausen stattfinden, es mithin zu erwarten steht, dass nach den riesigen Verlusten bei Mukden unsere Heere eine geraume Zeit zu neuer Vorbereitung bedürfen, so entschlossen wir uns, einen kurzen Urlaub nach der Heimat anzutreten. Bei der Aufgabe des Mukdener Lazaretts mussten viele medizinisch unentbehrliche Gegenstände zurückbleiben, und der augenblickliche Zeitpunkt ist wohl der geeignetste, sich nach Ablauf eines Kriegsjahres mit allem Notwendigen wieder zu versorgen.

XV.

Heimkehr.

9. Mai.

Am Tage unserer Abfahrt, dem Namenstage der Kaiserin, hatte Charbin ein festliches Gewand angelegt. Die ganze Stadt prangte in reichem Flaggenschmuck, Tausende bunter Wimpel waren aufgezogen und flatterten fröhlich im Sonnenschein. Ein klarer Frühlingshimmel spiegelte sich in den Fluten des stolzen Sungari wieder, als unser Zug langsam über die kolossale Brücke hinwegrollte. Wer einmal die Strecke zwischen Riga und Charbin im Echelon dritter Klasse zurücklegte, dem wird die Fahrt im Personenzug bis Irkutsk und dem dort bereitstehenden Express blitzschnell vergehen. Die uns wohlbekannte Gegend, die in den 15 Tagen bis zum Ural an uns vorüberzog, lässt entsprechend den riesigen Strecken auf dem asiatischen Weltteil periodisch wiederkehrende Charaktere erkennen, die in ewiger Gleichmässigkeit sich über Hunderte, ja oft Tausende von Kilometern ausdehnen. Die erste, 500 Kilometer lange Strecke umfasst lediglich Wüstengebiet. Das Hauptinteresse erweckte in uns die dort liegende Stadt Zizikar, der Ausgangspunkt der neuen Feldbahn, die längs dem

Flusslauf des Nonni nach Süden und von Boduné weiter nach Kuantschendze führt und fast vollendet ist. Hat man das majestätische Chingangebirge mit seinen wechselnden Panoramen überschritten, so folgt die riesige Sandfläche, die beim Verlassen der chinesischen Grenze bei Station Mandschuria unendlich weiten Wiesengründen weicht und bei Karimskaja in ein 600 km langes Gebiet der Flussläufe übergeht. Inmitten mannigfacher Bilder, die während der Fahrt auf hoher Uferböschung auftauchten, erschien die liebliche Stadt Tschita, vor deren schneeweissem, im Sonnenschein erglänzenden Bahnhof sich uns ein originelles Schauspiel darbot. Der uns aus der Zeit des Aufenthaltes im Transbaikalgebiet wohlbekannte Burjatenstamm hatte aus allen Gauen seine Vertreter nach Tschita abgeordnet, um über die Bedürfnisse und Wünsche des weitverzweigten Volkes eine Bittschrift an den Stufen des Petersburger Thrones niederzulegen. Man schien die würdigsten Oberhäupter für diese Mission auserwählt zu haben; wir sahen den Obersten der Lamas, Dschora aus Urga, das an der Karawanenstrasse Peking—Kiachta liegt. Seine Tracht bestand aus einem zitronengelben Samtgewand mit türkisblauen Aufschlägen und Zobelbesatz. Die Begleiter trugen teils hellblaue, teils scharlachrote Kaftane und filzbesohlte Schnabelschuhe. Sie benutzten unser modernes Verkehrsmittel, die Eisenbahn, stiegen auf den zahlreichen Stationen aus, um sich am Abhang des Bahndammes zu sonnen. Zufällig anwesende Stammesgenossen eilten herbei, um barhaupt, in sichtlicher Ehrfurcht, den Segen ihrer Priester zu erbitten und liessen sich in einiger Entfernung nieder, andachtsvoll den be-

Station Mamai an der Baikal-Rundbahn.

dächtig und oft sehr aphoristisch erscheinenden Bemerkungen lauschend. In Werchniudinsk erwartete eine Reihe von Tarantassen mit Troiken bespannt die Delegierten.

Am achten Reisetage erreichten wir bei Station Tanchoi den Baikalsee und damit den Glanzpunkt der Fahrt, der immer leuchtend in unserer Erinnerung fortleben wird. Während im vorigen Jahr unser ganzer Lazarettzug innerhalb sechs Stunden auf dem Eisbrecher über den See befördert wurde, konnten wir diesmal die inzwischen vollendete Eisenbahnlinie, die in 16 Stunden um das Südende des Baikal führt, benutzen. Diese Strecke erweckt schon dadurch Interesse, dass sie für die teuerste der Welt gilt; landschaftliche Schönheiten stempeln sie zu einer Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Am frühen Morgen tauchten die schneegekrönten Häupter der Bergriesen hinter dem dunkeln Tannenwald auf, zur Rechten lag die stille, weiss schimmernde Eisfläche des unabsehbaren Meeres. Bis zum späten Nachmittag fuhren wir am Ufer durch dichten Urwald, die Taiga, dahin. Saubere Stationsgebäude, Dörfer und Häuslerwohnungen, wie Pilze aus der Erde aufgeschossen, Kirchlein mit grünen Dächern, die sich an den Rücken der hohen Berge anlehnen, geben dem Ganzen etwas ungemein Malerisches. Nach achtstündiger Fahrt bei herrlichstem Maienwetter langten wir in Kultúk an, einem bezaubernd gelegenen Flecken, der als Aufenthalt für Sanatorien des Roten Kreuzes ausser landschaftlichem Reiz viele gesundheitliche Vorteile bietet. Hier beginnen die interessanten Terrainschwierigkeiten der Bahn, indem die Berge bis an den See herantreten und schroffe Felswände sich

unmittelbar in das Wasser hinabsenken. Es mussten Tunnel gebohrt werden, deren auf der verhältnismässig kurzen Strecke von 80 Kilometern etwa 46 angelegt sind. Sie werden durch Bogenbrücken und einen Bahndamm verbunden, der so erbaut ist, dass die aus dem Felsen gesprengten Steinmassen in den See gerollt

Ostufer des Baikalsees.

werden, bis sie in der erforderlichen Höhe eine für den Schienenstrang geeignete Stufe bilden. Gegen den oft sehr kräftigen Wogenanprall schützt man den abschüssigen Damm durch kaiartige Vermauerung, die nur zum Teil fertiggestellt ist. Wo dies noch nicht geschehen, bröckeln die Steinmassen in beängstigender Weise ab und rutschen in die Tiefe. Nicht minder unheimlich ist die erdrückende Höhe der überhängen-

den Felswände auf der anderen Seite der Bahn, von denen häufig grössere Stücke sich ablösen und das Gleis verschütten. Zweimal ward unser Zug durch plötzliches Schwenken der roten Fahne glücklich zum Stillstand gebracht, weil unmittelbar vorher derartige Abstürze stattgefunden haben, die aber sofort durch den ausgezeichneten Wachtdienst der Streckenarbeiter und Militärpatrouillen entdeckt wurden. In $1^1/_2$ Stunden war der Weg wieder instand gesetzt, und mit Verwunderung sahen wir, wie die keineswegs sehr grossen herabgefallenen Steine die Schienen stark verbogen und untauglich gemacht hatten. Beim zweiten Male war eine fünfstündige Arbeitszeit erforderlich, denn die abgestürzten Massen mussten gesprengt werden. Hilfe ist immer zur Hand, da längs der ganzen Linie, wo nur ein Tal zwischen den steilen Klüften sich auftut, neben brausenden Gebirgsbächen als Herberge für die Arbeiter kleine Blockhäuser erbaut sind, die, Nestern gleich, an den Felsen kleben.

Mit einigen Stunden Verspätung langten wir in Irkutsk an; dort gingen wir am folgenden Tage in den dreimal wöchentlich verkehrenden Eilzug über. Von allen modernen Annehmlichkeiten umgeben, war die eintönige Fahrt durch Sibirien nicht beschwerlich, nur erschreckte uns anfangs die allzu hohe Zahl auf den Werstpfosten. Bei Irkutsk mit 3048 beginnend, führte sie die bis zum Ural zu durchquerende Strecke recht deutlich vor Augen. Aber schon nachdem wir den gewaltigen Jenissei hinter uns hatten, erinnerte uns die Zahl 1905, dass wir zur Gegenwart zurückkehrten. Und nun begann das Wiederholen der alten, mittleren und neuen Geschichte. Bei Tomsk schlossen wir den 30jährigen Frieden, ent-

deckten kurz vor dem grossen Obstrom Amerika, bei Omsk konnten wir des friedlichen Vertrags von Verdun gedenken. Werst 222 rief uns die bekannte Schlacht von Sellasia in das Gedächtnis zurück, bis endlich bei Tscheljabinsk die Zahl Null unserm Studium ein Ende setzte. In wenigen Stunden erreichten wir die berühmte Sandsteinpyramide auf der Höhe des Ural, den Grenzstein der beiden Weltteile. Noch einmal zog die schwere, aber an Erinnerungen und Erfahrungen reiche Zeit an unserem geistigen Auge vorüber. In ernster Stimmung sandten wir die letzten Grüsse dem „fernen Osten" zu, der uns über ein Jahr lang eine Heimat und eine Stätte unvergesslicher Arbeit gewesen ist.

Nachwort.

Steglitz, 14. September 1905.

Die Türen des Janustempels sind geschlossen. Das blutige Ringen zweier Völker ist beendet. Seit vierzehn Tagen klingt der Klang der Friedensglocken durch die Lande und aus Millionen Menschenherzen steigen Dankgebete zum Himmel empor. — Die grossen Aufgaben des Roten Kreuzes im fernen Osten sind gelöst. —

t.6222
Unter dem Roten Kreuz im Russis1905
Countway Library BFJ9777
3 2044 046 281 531

COUNTWAY LIBRARY
HC 2IS3 .

L.6222
Unter dem Roten Kreuz im Russis1905
Countway Library BFJ9777
3 2044 046 281 531